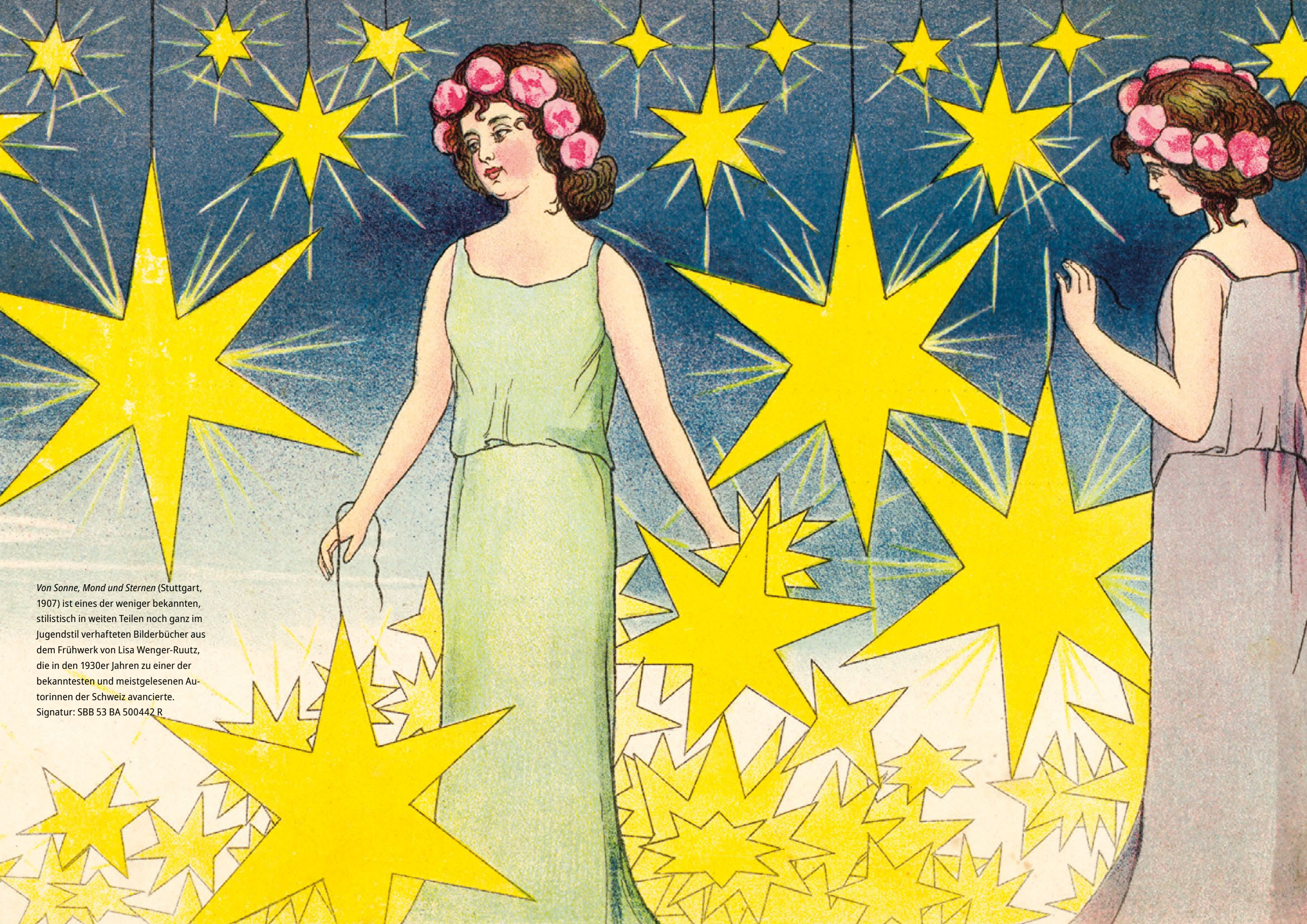




# BIBLIO THEKS MAGGA ZINI

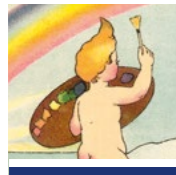
2/22



*Von Sonne, Mond und Sternen* (Stuttgart, 1907) ist eines der weniger bekannten, stilistisch in weiten Teilen noch ganz im Jugendstil verhafteten Bilderbücher aus dem Frühwerk von Lisa Wenger-Ruutz, die in den 1930er Jahren zu einer der bekanntesten und meistgelesenen Autorinnen der Schweiz avancierte.  
Signatur: SBB 53 BA 500442 R

5

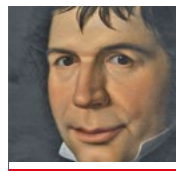
COLIBRI – KLEIN, FLINK, BUNT  
Ein Digitalisierungsprojekt



Sigrun Putjenter

9

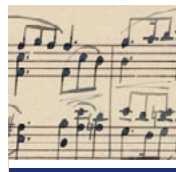
WEGBEREITER EINES MODERNEN  
BIBLIOTHEKSMANAGEMENTS  
Martin Schrettinger (1772–1851)



Manfred Knedlik

14

EIN STÜCK BERLINER MUSIK-  
GESCHICHTE KOMMT IN DIE  
STAATSBIBLIOTHEK  
Der Nachlass von Klaus  
Fischer-Dieskau (1921–1994)



Fritz Tangermann

19

„ABER LEBEN WIR WIRKLICH?“  
Zum 100. Geburtstag von  
Heinz Friedrich



Dr. Rahel Bacher

24

OFFENHEIT IN FORSCHUNG  
UND KULTUR  
Auf dem Weg zu einem neuen  
Normalmodell wissenschaft-  
lichen Publizierens



Dr. Christian Mathieu

26

HERZLICHE GRÜSSE AN  
ALLE AUF DER IMPOSANTEN  
HIMMELSTREPPE IN DER  
LUDWIGSTRASSE  
Die Schenkung des  
Wolf von Lojewski



Dr. Claudia Fabian und  
Wolf von Lojewski

33

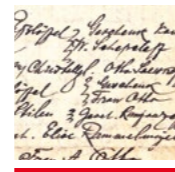
KÖNIGLICHE ABSICHTEN AUF DIE  
AUSBREITUNG DER KRÄUTER-  
KENNTNIß GERICHTET  
Die Icones Florae Danicae



Dr. Katrin Böhme

38

DIGITALISIERTE EGO-  
DOKUMENTE ZU UND AUS  
DEM ÖSTLICHEN EUROPA  
Ein Teilprojekt des FID Ost-,  
Ostmittel- und Südosteuropa



Dr. Katarzyna Adamczak

42

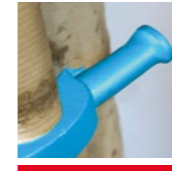
LESER-INNEN SCHREIBEN  
(TAGE)BÜCHER



Romy Hilbrich

46

EINEN SCHWERTKNAUF!  
EINEN SCHWERTKNAUF!  
MEIN 3D-DRUCK FÜR EINEN  
SCHWERTKNAUF!  
Skulpturgängung mithilfe  
von 3D-Digitalisierung



Felix Horn

51

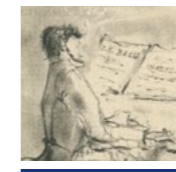
EIN FRIEDLICHER, EIN  
EHRENVOLLER HELD  
Fundstücke zur Geschichte des  
Humboldt-Porträts von Julius  
Schrader in der Staatsbibliothek  
zu Berlin



Dr. Ingo Schwarz

55

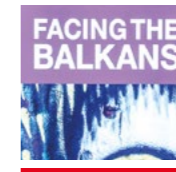
SKIZZENHAFTES IN  
VOLLENDUNG  
Wolfgang Schaukals Zeich-  
nungen zu E.T.A. Hoffmann



Carola Pohlmann

61

FACING THE BALKANS  
Die Jahresausstellung der  
Bayerischen Staatsbibliothek



Prof. Dr. Ulf Brunnbauer

67

HANS MEYER UND DIE NAMEN  
AM KILIMANDSCHARO



Wolfgang Crom

71

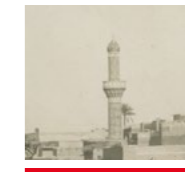
VOM DEPOSITUM ZUR  
SCHENKUNG LUNKEWITZ  
Das Archiv des Aufbau-Verlags in  
der Staatsbibliothek zu Berlin



Prof. Dr. Eef Overgaauw

73

ERNST LIESCHING UND SEINE  
FOTOGRAFIEN AUS DEM  
ERSTEN WELTKRIEG



Dr. Eva Kraus

80

KURZ NOTIERT

#### BIBLIOTHEKSMAGAZIN

Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München  
17. Jahrgang, 50. Ausgabe, Berlin und München, Mai 2022

#### HERAUSGEBER

Dr. Achim Bonte  
Dr. Klaus Ceynowa

#### REDAKTION IN BERLIN

Dr. Martin Hollender, [martin.hollender@sbb.spk-berlin.de](mailto:martin.hollender@sbb.spk-berlin.de)  
Dr. Silke Trojahn

#### REDAKTION IN MÜNCHEN

Peter Schnitzlein, Irina Mittag, [publikationen@bsb-muenchen.de](mailto:publikationen@bsb-muenchen.de)

#### ABBILDUNGEN

stammen, soweit nicht anders angegeben, aus den Bildarchiven und digitalen Sammlungen der Staatsbibliotheken

#### GRAFISCHES KONZEPT, GESTALTUNG, DRUCKVORLAGENERSTELLUNG IN BERLIN

Sandra Caspers

#### GESAMTHERSTELLUNG

Silberdruck oHG, Lohfelden

Nachdruck und sonstige Vervielfältigung der Beiträge nur mit Genehmigung der Redaktion.  
ISSN 1861-8375



EIN DIGITALISIERUNGSPROJEKT DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEKEN  
BIELEFELD UND BRAUNSCHWEIG, DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN  
UND DER INTERNATIONALEN JUGENDBIBLIOTHEK, MÜNCHEN

Ob nun mit „C“, wie im 18. und 19. Jahrhundert, oder modern mit „K“ geschrieben, die Assoziation eines kleinen, schillernden Vogels ist sogleich präsent – und war beabsichtigt. Dabei dient der Kolibri nicht nur als Sympathieträger, auch andere Parallelen lassen sich ziehen:

**Klein** ist nicht etwa der Projektumfang, den die vier Partnerbibliotheken in Angriff genommen haben, klein war vielmehr die Zielgruppe des Materials, die Kinder (und Jugendlichen) nämlich, deren historische Literatur im Rahmen des DFG-Projekts *Colibri* (Corpus Libri et Liberi) nunmehr digitalisiert wird.

Ziel ist, wie der Projektname eigentlich ausdrückt, die Schaffung eines digitalen Korpus historischer Kinder- und Jugendliteratur (KJL) mit einem Umfang von 15.000 Titeln, ein von der einschlägigen Forschung nachdrücklich formuliertes Desiderat, wie u. a. im Rahmen zweier vorausgehender Fachtagungen an den Universitäten Leipzig (Januar 2019) und Bielefeld (Oktober 2019) bekräftigt wurde.

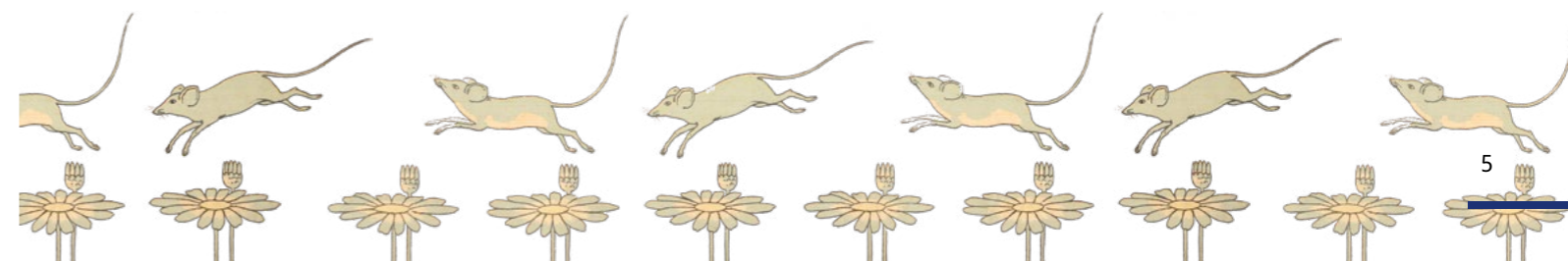
Während Werke, und zwar auch solche, die an die junge Generation gerichtet waren, mit

einem Erscheinungsjahr vor 1801 im *Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 18. Jahrhunderts* (VD 18) erfasst und digitalisiert werden, und das Projekt *Europeana 1914–1918* auch KJL umfasst, die während des Ersten Weltkriegs erschienen, liegen für den langen Zeitraum 1800–1913 leider nur einzelne Versatzstücke digitalisierter Bestände vor.

Aus der Staatsbibliothek zu Berlin gehört das Konvolut *WegehaupDigital* mit seinen gut 1.600 Kinder- und Jugendsachbüchern, insbesondere der Naturwissenschaften und der Technik, dazu. Seinerzeit, 2013, plante die Kinder- und Jugendbuchabteilung rund 7.000 Titel ihres

bedeutenden Altbestands innerhalb eines dreijährigen Projekts zu digitalisieren, musste dann aber, den Einschränkungen sowohl hinsichtlich der Förderungssumme als auch der -dauer zufolge, den Anteil der zu digitalisierenden Titel erheblich reduzieren. Insofern freuen wir uns besonders, dass nun dem bibliothekarischen Interesse am Bestandsschutz bei gleichzeitiger Öffnung für eine weltweite Verfügbarkeit Rechnung getragen und zudem die Erforschung des Materials mit den Mitteln der Digital Humanities auf dieser Basis ermöglicht werden kann.

Sigrun Putjenter  
ist stellvertretende  
Leiterin der Kinder-  
und Jugendbuch-  
abteilung in der  
Staatsbibliothek zu  
Berlin





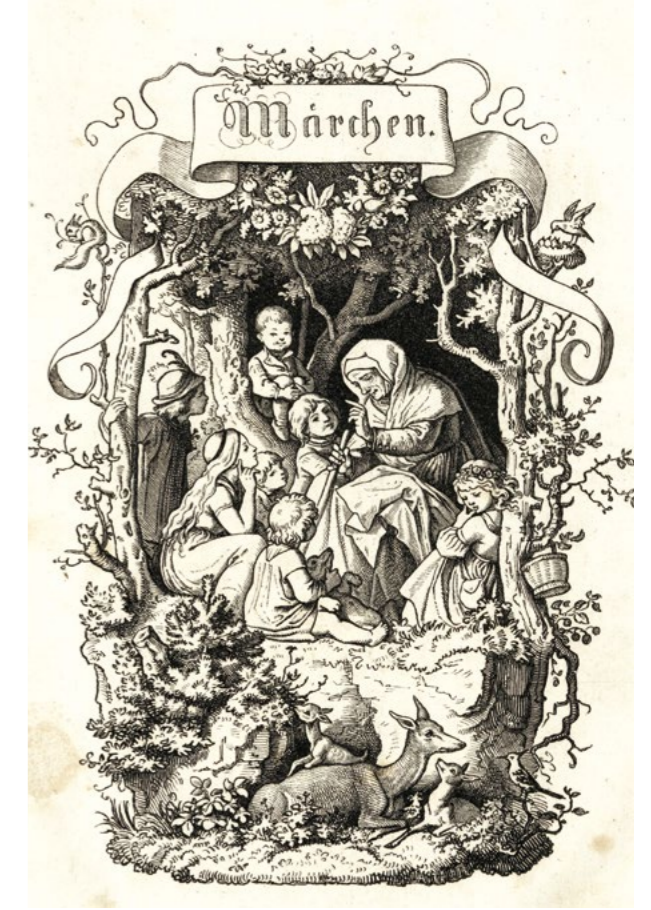
Den Band *Land- und Seebilder* (Berlin, 1841) des Jugendschriftstellers Theodor Dielitz illustrierte Theodor Hosemann. Bestand der IJB München



Joachim Heinrich Campes Erziehungsroman *Robinson der Jüngere* (Braunschweig, 1836) gilt als erste deutsche Jugendschrift (EA 1779). Bestand der SBB-PK



Typische Illustration von Fritz Bergen für Clementine Helms Backfischroman *Elfriede* (2. Aufl. Stuttgart, 1890). Bestand der UB Bielefeld



Das Titelblatt von *Ludwig Bechstein's Märchenbuch* (4. Aufl. Leipzig, 1877) ziert ein Holzschnitt von Ludwig Richter. Bestand der UB Braunschweig

## Flink

starteten die drei antragstellenden Bibliotheken in Berlin, Bielefeld und Braunschweig, gemeinsam mit der Internationalen Jugendbibliothek (IJB) als assoziierter Partnerin, bereits in der Vorbereitungsphase des Antrags im Frühjahr 2020, die nahezu vollständig in die Zeit des ersten Corona-Lockdowns fiel. Gemeinsame Treffen an einem Ort waren nicht möglich, erwiesen sich aber auch nicht als zwingend nötig. Das Format der regelmäßigen Webmeetings führte zu einem zügigen, konzentrierten Austausch und einer zielstrebigem Entwicklung des Antrags. Im Dezember desselben Jahres, gerade hatte der zweite Lockdown begonnen, entschied die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), dem Antrag stattzugeben und das Projekt über drei Jahre zu fördern. Am 1. Juni 2021, dem Internationalen Tag des Kindes, erfolgte der offizielle Projektstart.

15.000 Kinder- und Jugendbücher aus dem Erscheinungszeitraum 1801 bis 1914 sollen bis Ende Mai 2024 digitalisiert werden. Diese beträchtliche Menge verteilt sich wie folgt auf die Projektpartnerinnen: 5.000 Titel stammen aus dem Bestand der IJB, weitere 5.000 aus der Sammlung der Kinder- und Jugendbuchabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin, 4.000 steuert die Universitätsbibliothek Braunschweig bei und 1.000 Titel liefert die Universitätsbibliothek Bielefeld.

Um zügig Klarheit über das Ausmaß von Dubletten – jener Titel, die in identischen Exemplaren mehrfach in einer oder mehreren Bibliotheken vorkommen – zu gewinnen, trugen die vier Institutionen bereits im Zuge der Vorbereitung des Antrags ihre Titellisten zusammen. Sodann wurde eine Stichprobe von 5.000 Titeln intellektuell auf Dubletten

überprüft. Knapp 150 Titel konnten auf diese Weise sogleich als dublett identifiziert werden. Weitere Bände, so stellte sich heraus, würden eine Sichtprüfung am Regal erfordern. Insgesamt wird jedoch in nur ca. 6 % aller Fälle mit echten Dubletten gerechnet. Damit ein zuverlässiger Ausschluss gewährleistet werden kann, durchliefen alle Titel mit Beginn des Projekts nicht nur eine automatisierte Ähnlichkeitsprüfung, sondern wurden darüber hinaus intellektuell auf Dubletten kontrolliert.

Diese und andere notwendige Arbeiten an den Bestandslisten mussten lediglich während der ersten Monate in einer kleinteiligen Tabelle erfolgen, die zeitgleich von allen im Cloud-Speicher der Technischen Universität Braunschweig eingesehen und bearbeitet werden konnte. Inzwischen hat

die UB Bielefeld eine komfortable, übersichtliche Datenbank aufgebaut, die nicht nur die gemeinsam genutzte Datei ablöst, sondern obendrein allen Interessierten über das Projektportal zur Verfügung gestellt wird: <https://www.colibri-portal.eu>. Es handelt sich dabei um das umfassendste Nachweisinstrument des Projekts, in dem sämtliche im Rahmen von *Colibri* berücksichtigten Werke, rund 21.200 Titel, enthalten sind. Dazu zählen auch die o. g. Dubletten sowie Titel, die bereits durch andere, eingangs erwähnte kleinere Projekte digitalisiert wurden. Die mögliche Existenz solcher Fremddigitalisate wird von allen Projektpartnerinnen grundsätzlich überprüft. Die ermittelten Links stehen Ihnen ebenfalls in der Datenbank zur Verfügung und führen Sie direkt vom Nachweis des von Ihnen recherchierten Titels zum jeweiligen Digitalisat, das z. B. in



den digitalen Sammlungen der Staatsbibliotheken in Berlin oder München, der SLUB Dresden oder der Österreichischen Nationalbibliothek vorhanden sein oder aus anderen frei zugänglichen europäischen Quellen stammen kann.

**Bunt** wird es zweifellos, wenn Sie das Colibri-Portal für die direkte Recherche nach den bereits innerhalb des Projekts digitalisierten Werken nutzen. Verschiedene intuitiv anwendbare Suchmöglichkeiten eröffnen den Einstieg in die ganze Vielfalt der Kinder- und Jugendbuchproduktion des 19. Jahrhunderts. Schließlich ist das Korpus keinerlei thematischen Beschränkungen unterworfen. Voraussetzung für die Berücksichtigung sind neben der Zielgruppe und dem zeitlichen Rahmen lediglich ein Verlagsort, der im damaligen deutschen Sprachraum gelegen haben muss, sowie die Publikation in deutscher Sprache.

Autoren der Aufklärung, wie Joachim Heinrich Campe oder Christian Gotthilf Salzmann, deren Werke (u. a. *Robinson der Jüngere*, 1779/80, bzw. *Moralisches Elementarbuch*, 1782) bis weit ins 19. Jahrhundert hinein verlegt wurden, sind ebenso zu finden wie unterschiedliche Auflagen und Ausgaben der Märchen- und Volksliedsammlungen der Romantik (*Kinder- und Hausmärchen*, 1812/15, von Jacob und Wilhelm Grimm; *Des Knaben Wunderhorn*, 1805/1808, von Achim von Arnim und Clemens Brentano); die Wegbereiter der modernen Kinderliteratur aus dem Biedermeier (darunter Christoph von Schmid, *Die Ostereyer*, 1816; Wilhelm Hey, *Fünfzig Fabeln für Kinder*, 1833; Wilhelm Hauff, Hans Christian Andersen und Ludwig Bechstein) zählen dazu, genauso wie Vertreter des Realismus, z. B. Theodor Dielitz (*Land- und Seebilder*, 1841–62), oder der reformpädagogischen Ansätze des frü-

hen 20. Jahrhunderts, darunter Heinrich Scharrelmann (*Ein kleiner Junge*, 1908) sowie Richard und Paula Dehmel. Ausgerechnet die beiden berühmtesten Titel letzterer, die eher antiautoritären Gedichtsammlungen *Fitzebutze*, 1900, und *Der Buntscheck*, 1903, können allerdings aus urheberrechtlichen Gründen noch nicht digitalisiert werden, war doch Ernst Kreidolf (1863–1956) als fulminanter Illustrator beteiligt. Dessen Urheberrechte laufen jedoch erst 2026, also nach Abschluss des Projekts, aus. Erfreuen kann man sich aber an den Werken anderer berühmter Künstler, wie Daniel Chodowiecki, Ludwig Richter, Oskar Pletsch, Gustav Süs, Otto Speckter, Theodor Hosemann und schließlich auch Wilhelm Busch. Bilderbücher, darunter auch Struwwelpetriaden inkl. der äußerst seltenen 2. Auflage des namensgebenden Werks von Heinrich Hoffmann, *Der Struwwelpeter*, 1846, gehören schließlich ebenso dazu wie Abenteuerromane à la Sophie Wörishöffer (*Robert des Schiffsjungen Fahrten und Abenteuer auf der deutschen Handels- und Kriegsflotte*, 1877) oder Karl May. Und auch die sogenannte Backfischliteratur (Clementine Helm, *Backfischchens Leiden und Freuden*, 1863; Emmy von Rhoden, *Der Trotzkopf*, 1883) ist vertreten.

Um die forschungsrelevante Ausgewogenheit der Titellisten zu gewährleisten, wird das Projekt von einem wissenschaftlichen Beirat begleitet, der sich durch ausgeprägte literaturhistorische, bibliothekarische, buchwissenschaftliche, sprachtechnologische und informationstechnische Kompetenzen auszeichnet. Interessant sind die im Colibri-Portal versammelten Projektergebnisse insofern für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterschiedlicher Fachrichtungen, aber auch für Pädagogen, Sammler und die Öffentlichkeit.

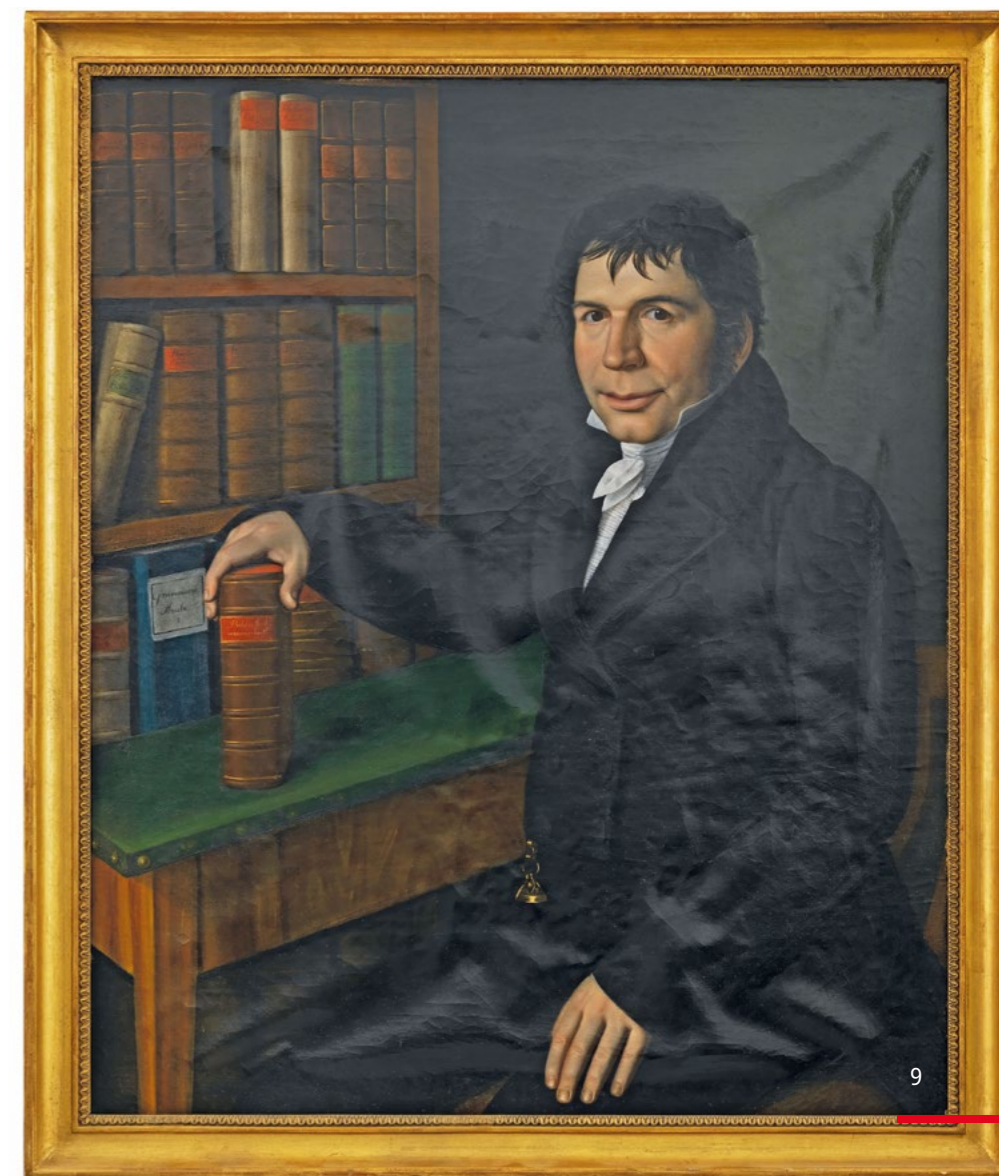
## WEGBEREITER EINES MODERNEN BIBLIOTHEKSMANAGEMENTS

MARTIN SCHRETTINGER (1772–1851), SEIT 1802 AN DER DAMALIGEN ‚CHURFÜRSTLICHEN HOFBIBLIOTHEK‘, HEUTE BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK

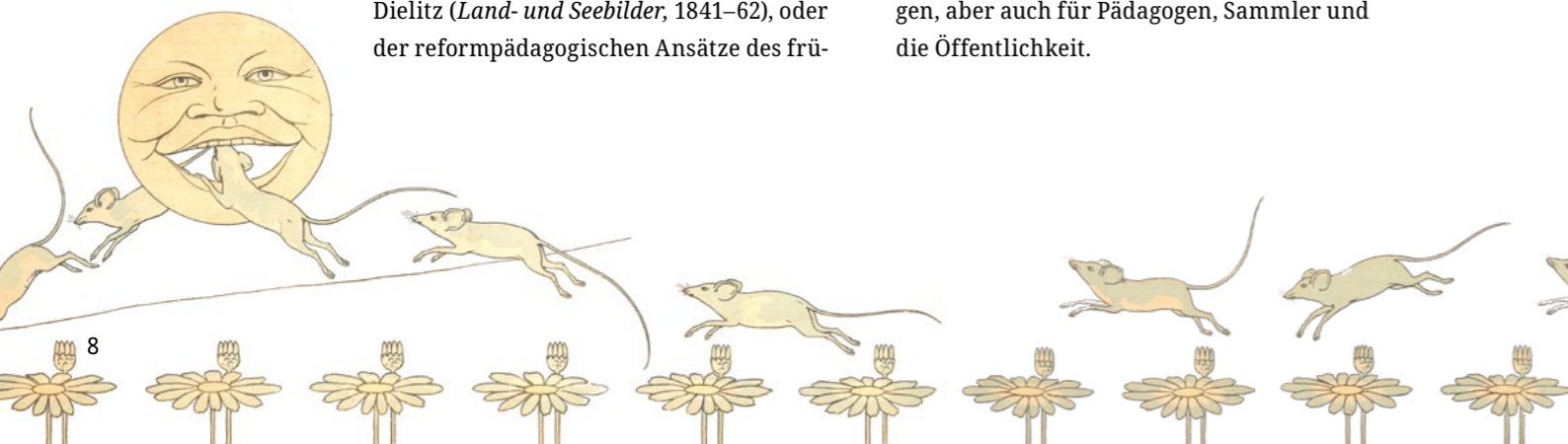
Selbstbewusst blickte Martin Schrettinger als Fünfundsechzigjähriger, zu dieser Zeit mehr als 45 Jahre als Bibliothekar tätig, auf seine Lebensleistung, wenn er an seinen württembergischen Kollegen Edmund Zoller (1822–1902) nach Stuttgart schrieb: „Uebrigens schmeichle ich mir, das Meinige gethan zu haben, die Bibliothekswissenschaft insoweit begründet zu haben, daß ich die weitere Pflege und Vervollkommnung derselben gelehrteren Männern ruhig überlassen kann [...]“. In der Tat waren seine theoretischen Überlegungen und Ansätze zur sinnvollen Einrichtung einer Bibliothek in vielerlei Hinsicht neu und zukunftsweisend, niedergelegt in einem ‚Lehrbuch‘, dessen erstes Heft 1808 im Selbstverlag erschien. Bis heute gilt Schrettinger im Urteil der Fachwelt als einer der „Wegbereiter der modernen Bibliothekswissenschaft“ (Sandro Uhlmann), wobei er sogar für sich in Anspruch nehmen darf, diesen Begriff geprägt zu haben. Insgesamt aber war seine Bibliotheksarbeit, jenseits der theoretischen Sphäre, pragmatisch ausgerichtet. Er entwickelte, erprobte und verwirklichte seine Ideen im bibliothekarischen Alltag. Zum geeig-

neten Experimentierfeld wurde die Hof- und Centralbibliothek in München, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch den Zustrom gewaltiger Büchermassen aus den nunmehr aufgelösten Klosterbibliotheken des Landes kompetenthaft zur größten deutschen Bibliothek aufstieg. Neben seinem bekannteren Kollegen, dem berühmten Sprach- und Handschriftenforscher Johann Andreas Schmeller (1785–1852), lieferte Schrettinger – ebenfalls

Manfred Knedlik ist Bibliotheksreferent des *Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg* und freier Redakteur des *Allgemeinen Künstlerlexikons*



Martin Schrettinger, Kniestück sitzend mit einer Ausgabe des *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft*  
Quelle: BSB/Bildarchiv



ein Oberpfälzer – über viele Jahrzehnte hinweg eine Reihe wichtiger Beiträge für die (Neu-)Ordnung und Erschließung der Hofbibliothek. Mit Tatkraft und Weitsicht gelang es ihm, einen bibliothekarischen Abenteuerparcours zu bewältigen und damit letztlich – nach schwieriger Wegfindung – seine große Lebensaufgabe zu finden.

#### BENEDIKTINERMÖNCH IN WEISSENOHE

Martin Schrettinger, der am 17. Juni 1772 als Sohn eines Hutmachermeisters in Neumarkt geboren wurde, absolvierte in Burghausen und Amberg eine gymnasiale Ausbildung und trat 1790 in die Benediktinerabtei Weißenhohe ein, wo er den Ordensnamen Willibald annahm. Drei Jahre später legte er die Ordensgelübde ab, und nach dem philosophisch-theologischen Hausstudium empfing er 1795 die Priesterweihe. Schon früh zeigte er ein ungewöhnliches Interesse für die klösterliche Büchersammlung, bald überließ man ihm – so ist in seiner Selbstbiographie zu lesen – einen Schlüssel zum Bibliothekssaal und fortan verbrachte er dort seine freien Stunden; angesichts des herrschenden Durcheinanders begann er mit der Sichtung und Ordnung der Bestände und entwickelte autodidaktisch ein Aufstellungssystem, das auch bei „stärkstem künftigen Zuwachs“ die dauernde Benutzbarkeit sicherstellen sollte. Daraufhin wurde er durch Abt Maurus Hermann (reg. 1758–1803) am 15. März 1800 zum Klosterbibliothekar bestellt.

Zunehmend suchte Schrettinger den Anschluss an moderne Entwicklungen. Eine ausgeprägte Neigung ließ er beispielsweise für die Naturwissenschaften und Experimentalphysik erkennen, der er freilich erst auf sein Drängen hin gegen die Einwände des Abtes nachgehen durfte. Intensiv öffnete er sich den Strömungen der Aufklärung und

tauchte so auch intensiv in den Strom des Gedruckten ein; seine private Büchersammlung zeigt ihn als einen vorzüglichen Kenner der aktuellen Literatur seiner Zeit, der Fragen der Erkenntnis- und Begriffslehre ebenso rezipierte wie Ideen der praktischen Philosophie und der „Erfahrungsseelenkunde“, wie man im 18. Jahrhundert die neue Wissenschaft der Psychologie nannte. Die Begegnung mit aufklärerischen Werken inspirierte ihn zu eigener Publikationstätigkeit im Umkreis der Agrar- und Volksaufklärung, etwa zu der praxisbezogenen Abhandlung *Die Obstkultur in dem oberpfälzischen Stifte Weißenhohe*, sie führte jedoch auch zur spannungsvollen Auseinandersetzung mit dem monastischen Lebensentwurf. Mehr und mehr rebellierte er gegen die Verpflichtungen des Klosterlebens, immer heftiger kritisierte er seine geistlichen Vorgesetzten. Die sich verschärfenden Dispute gipfelten schließlich in einer Eingabe vom 13. Juni 1802 an den Geistlichen Rat, mit der Schrettinger und einige seiner Mitbrüder die Aufhebung von Weißenhohe zu erreichen suchten. Im selben Jahr verließ er den Konvent und begab sich auf der Suche nach neuen Aufgaben in die kurfürstliche Haupt- und Residenzstadt München. Noch vor der offiziellen Säkularisation am 25. Februar 1803 zog er im September 1802 einen endgültigen Schlussstrich unter sein bisheriges Leben als Benediktinermönch, legte sein Habit ab und nahm seinen Taufnamen, Martin, wieder an. Von seinen Mönchsgelübden entbunden, blieb er trotzdem zeitlebens Weltkleriker und übte als Hofkaplan (1814) und Kanoniker der Hofkirche St. Kajetan (1839) geistliche Funktionen aus.

#### BIBLIOTHEKAR IN MÜNCHEN

Mit Zielstrebigkeit und Geschick stellte er in München die Weichen für die persönliche

Zukunft. In politischen Kreisen verwies er besonders auf seine bibliothekarischen Fertigkeiten, was beispielsweise dazu führte, dass ihn der Präsident der Landesdirektion, Joseph Maria von Weichs (1756–1819), mit der Ordnung seiner Adelsbibliothek betraute. Unbeirrt aber suchte Schrettinger, wie er in seiner Selbstbiographie festhielt, den Weg in die staatliche Bibliotheksverwaltung. Selbst das verlockende Angebot der Übernahme einer Professur für Kirchengeschichte und Kirchenrecht an der preußischen Universität Königsberg, die ihn zum Kollegen des hochgeschätzten Philosophen Kant gemacht hätte, lehnte er ab, und schließlich wurde er am 4. Oktober 1802 als freiwilliger Mitarbeiter der Hofbibliothek eingestellt, zunächst ohne reguläres Gehalt, nur mit einer geringen Entschädigung, die er als ehemaliger Mönch erhielt, und regelmäßigen Gratifikationen ausgestattet.

Erst 1806 erhielt er als einer von vier Kustoden mit einem Jahresgehalt von 700 Gulden eine feste Anstellung. 1820 wurde er zum 1. Kustos, 1823 zum Unterbibliothekar befördert, d. h. zum ersten Beamten der Bibliothek, und zum Stellvertreter des Direktors. 1826 wurde ihm sogar für mehrere Monate,

bis zum Dienstantritt Philipp von Lichtenhalers (1778–1857), die kommissarische Leitung der Hofbibliothek übertragen.

#### BIBLIOTHEKARISCHE PRAXIS ...

Für die kaum überschaubare Flut an Büchern aus den säkularisierten Klöstern des Landes, die in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 1803 bis 1815 in die Hofbibliothek strömte, fehlten Räumlichkeiten und Geldmittel, insbesondere aber ergaben sich massive Ordnungs- und Systematisierungsprobleme, die manchen Bibliotheksleiter im wörtlichen Sinn zur Verzweiflung brachten: Julius Wilhelm Hamberger (1754–1813) und Joseph von Scherer (1776–1829) schieden wegen psychischer Probleme vorzeitig aus dem Dienst. In dieser Situation sollte sich das entschlossene und weitblickende Wirken des Bibliothekskustos Schrettinger für die Institution als außergewöhnlicher Glücksfall erweisen. Mit Erfolg empfahl er den Verantwortlichen die Abkehr von der Systematik als grundlegendem Erschließungsinstrument, wie sie etwa an der Universitätsbibliothek Göttingen, die in jener Zeit als das Maß aller Dinge galt, üblich war. An die Stelle der systematischen Aufstellung sollte vielmehr



Michael Wenig, Jesuitenkolleg (Wilhelminum), 1701, Sitz der Hofbibliothek 1783 bis 1843  
Quelle: BSB / Bildarchiv

eine Einrichtung nach zwölf Hauptklassen mit 188 Fachgruppen treten; Vorbild dieser Einteilungsmethode war die Wissenschaftssystematik, die der Nachkantianer Wilhelm Traugott Krug (1770–1842) entwickelt hatte. Als zentraler Nachweis sollte ein alphabetischer Nominalkatalog aller Druckschriften dienen, der für den Gelehrten ein rasches Auffinden des Gesuchten ermöglichen und zugleich dem Personal die Arbeit erleichtern würde. Darin lässt sich seine praxisbezogene Grundhaltung erkennen. Insgesamt schrieb Schrettinger mit dem pragmatischen Verfahren, Aufstellung und Katalog klar zu trennen und sich an den Beständen zu orientieren, statt Wissensgebiete samt ihren Untergliederungen systematisch abbilden zu wollen, Bibliotheksgeschichte (Adolf Hilsenbeck). 1814 begann die Umsetzung dieses Aufstellungs- und Katalogisierungssystems, und nach vier Jahren herrschte in der Hofbibliothek wieder Ordnung.

links: Realkatalog der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek BSB, Cbm Cat. 797(13

rechts: Martin Schrettinger, *Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft oder Anleitung zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekars* (1829)

Nach diesem Erfolg machte sich Schrettinger die Erschließung der Bestände nach sachlichen Gesichtspunkten zur Aufgabe. Ab 1819 arbeitete er unermüdlich, selbst nach seiner Pensionierung (1844), am weltweit ersten Schlagwortkatalog, dem heute nach ihm benannten „Schrettinger-Katalog“; bis zu seinem Tod am 12. April 1851 konnte er auf 22.000 großformatigen Papierbögen knapp 84.000 Werke verzeichnen, etwa ein Viertel des Bestandes der damaligen Hofbibliothek.

... UND THEORIE

Neben der bibliothekarischen Praxis stand eine rege Publikationstätigkeit, in der Schrettinger seine theoretischen Überlegungen zur funktionellen Einrichtung einer Bibliothek für eine breitere Öffentlichkeit entwickelte. 1808 bis 1810 erschienen drei Hefte seines *Versuch[s] eines vollständigen Lehrbuches der Bibliothek-Wissenschaft oder*

*Anleitung zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekärs, in wissenschaftlicher Form abgefaßt* – Ausführungen nicht ohne Widersprüche und Brüche, was etwa die Haltung gegenüber der systematischen Aufstellung nach Göttinger Muster betrifft.

Im Lehrbuch finden sich auch Ideen über den idealen Bibliotheksbau, wofür er sogar einen ‚Idealgrundriss‘ entwarf, der im März 1827 Ludwig I. vorgelegt wurde. Mit dem Bau des heutigen Bibliotheksgebäudes beauftragte der König allerdings den Akademieprofessor Friedrich Wilhelm von Gärtner (1791–1847).

Erst 1829 wurde ein viertes Heft des Lehrbuchs publiziert, das an manchen Stellen Korrekturen bot, daneben den Umgang mit ‚Bibliotheksschätzen‘ behandelte und schließlich für eine professionelle Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses plädierte. Im Jahr 1834 folgte das *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft, besonders zum Gebrauche der Nicht-Bibliothekäre, welche*

*ihre Privat-Büchersammlungen selbst einrichten wollen*. Mit seiner Neuschöpfung des Begriffs *Bibliothek-Wissenschaft* verband Schrettinger erstmals ausdrücklich die Forderung nach umfassender und theoretisch fundierter fachlicher Kompetenz als Grundlage für effizientes Bibliotheksmanagement. Von manchen seiner Zeitgenossen, darunter der dänische Historiker Christian Molbech (1783–1857) und der Dresdner Bibliothekar Friedrich Adolf Ebert (1791–1834), erfuhr Schrettinger angesichts seines Bruchs mit überlieferten Bibliotheksideen heftige Kritik. Die Geschichte aber gab ihm letztlich Recht.

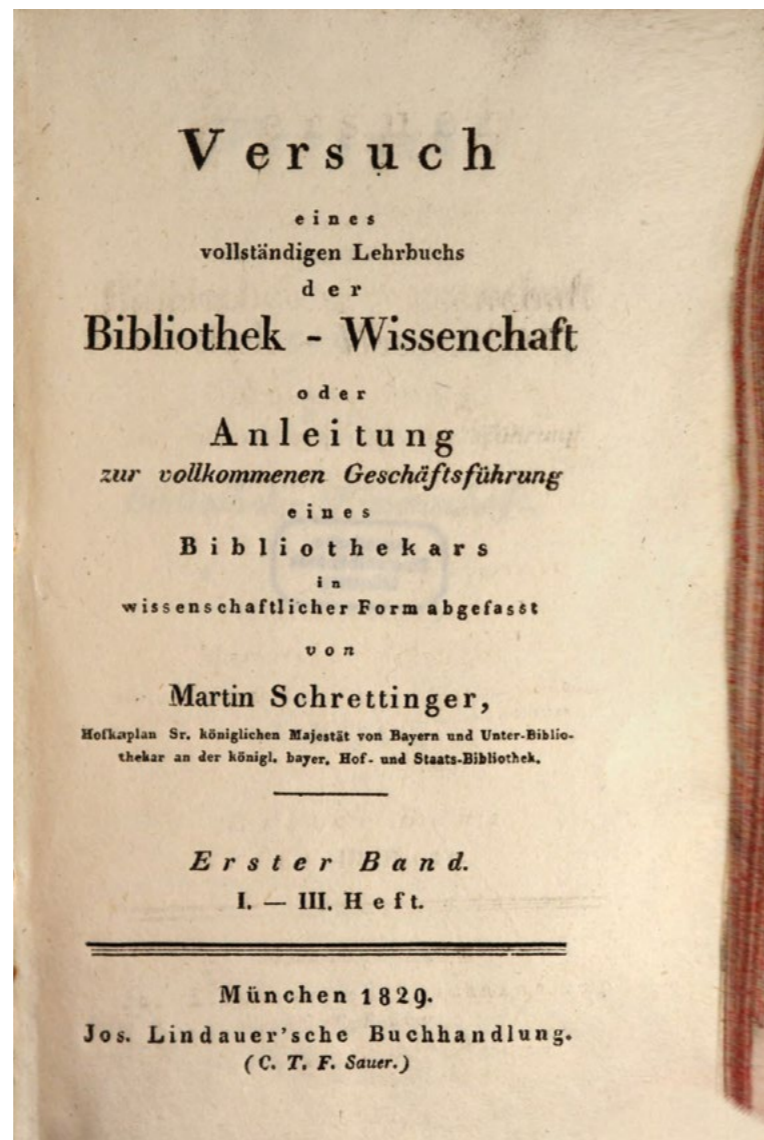
VIRTUELLE AUSSTELLUNG

Die Bayerische Staatsbibliothek hat Martin Schrettinger im Herbst 2021 mit einer virtuellen Ausstellung Reverenz erwiesen, die einen guten Überblick über seine Gesamtleistung erbringt. [www.bsb-muenchen.de/va/ausstellungen/moench-rebell-bibliothekar](http://www.bsb-muenchen.de/va/ausstellungen/moench-rebell-bibliothekar)



*Bibliothek in München.*

Hardt (Gn.)	Uebere des Zeitraums der k. Hofbibliothek...	Bav.	907.	4 <sup>o</sup>
Schilling (Halt.)	1776. Materialien. Nr. 70. Von dem schlesischen Buchen, die in die in vorstehenden Jahren zu setzen sind...	Bav.	1050.	4 <sup>o</sup>
	1787. N. 46. P. 361. Bericht der Zeitungsbeleg der Zeitungs...			
	1789. N. 27. P. 179. Die Einrichtung der k. Hofbibliothek...	Bav.	1050.	4 <sup>o</sup>
	1790. N. 22. P. 171. Die Einrichtung der k. Hofbibliothek...		3021.	
	1800. N. 2. P. 25. Die in die Hofbibliothek abzugebenden...	Bav.	1050.	4 <sup>o</sup>
	1802. N. 3. P. 35. Befehlsverordnungen...			
	N. 123. V. Die Befehlsverordnungen (Befehlsverordnungen der Hofbibliothek mit der Abnahme v. B.)	Bav.	1050.	4 <sup>o</sup>
	1806. N. 18. P. 276. Der vorerwähnte Landbibliothekverordnungs...			
Roccatani (Gn.)	1753. Orationes quae habuit... Bibliothecae publicae commodum aperta est.	Bav.	1553.	4 <sup>o</sup>
Steigenberger (Gn.)	1749. Bibliothecae Electoralis Monachensis... in lat. sermonem verba...	Bav.	1749.	4 <sup>o</sup>
	1753. Bibliothecae Electoralis Monachensis... in lat. sermonem verba...	Bav.	1753.	4 <sup>o</sup>
Miscellen	1847. Die k. Hofbibliothek zu München...	Bav.	1047.	8 <sup>o</sup>
Dienst-Ordnung	1829. Dienst-Ordnung der k. Hofbibliothek zu München...		552.	4 <sup>o</sup>
Fleischmann	1829. Die k. Hofbibliothek zu München...		3021.	1050.
Catalogus	1602. Graecorum Manuscriptorum Codicum, qui asservantur in aedificiis utriusque Bavariae Ducis Bibliotheca. 1602.	M. St. U.	35 (6)	4 <sup>o</sup>
Buch	1829. Die k. Hofbibliothek zu München...	Bav.	4067 (10)	8 <sup>o</sup>



Gustav Kraus, Hof- und Staatsbibliothek mit der Ludwigstraße, 1843  
Quelle: BSB / Bildarchiv



# EIN STÜCK BERLINER MUSIK- GESCHICHTE KOMMT IN DIE STAATSBIBLIOTHEK

DER NACHLASS VON KLAUS FISCHER-DIESKAU (1921–1994)

Fritz Tangermann ist der Schwiegersohn von Klaus Fischer-Dieskau, für dessen Werk er sich in vielfältigen kulturellen Zusammenhängen einsetzt. Er war Lehrer an Berliner Gymnasien und Referent für Deutsch und die künstlerischen Fächer in der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie.

Nachdem die Staatsbibliothek zu Berlin im Jahr 2014 den Nachlass des Sängers Dietrich Fischer-Dieskau (1925–2012) übernehmen durfte, konnte sie ihre Bestände fünf Jahre später sogar noch um einen weiteren Nachlass „Fischer-Dieskau“ ergänzen: Notenmanuskripte des Berliner Komponisten und Chorleiters Klaus Fischer-Dieskau, des älteren Bruders von Dietrich. Mit diesem Nachlass kamen nicht nur Musikautographen, sondern auch Korrespondenz, Schriften, Tagebücher sowie weiteres dokumentarisches Material wie etwa Programmzettel von Aufführungen aus vielen Jahrzehnten eines erfolgreichen künstlerischen Wirkens an die

Bibliothek. Aus diesem Bestand lassen sich die biographischen Stationen Klaus Fischer-Dieskaus erkennen.

In der Atmosphäre des konservativen Bürgertums mit hohen künstlerischen Ambitionen war es für Klaus Fischer-Dieskau selbstverständlich, die musikalischen Einflüsse des klassisch-romantischen Repertoires aufzunehmen, selber am Klavier auszuprobieren und dabei schon frühzeitig den Willen zu äußern, Musiker zu werden. Der Vater, Albert Fischer (1934 dann Fischer-Dieskau), organisierte als Gründer und Schulleiter des ersten Zehlendorfer Gymnasiums regelmäßig Konzerte in

der Schulaula mit prominenten Künstlern. Auf diese Weise stand Klaus und seinem jüngeren Bruder Dietrich die Welt der Künste früh offen. Der dritte Bruder Martin wurde gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wegen einer Behinderung von Nationalsozialisten ermordet.

Klaus Fischer-Dieskau wurde am 2. Januar 1921 in Berlin geboren und starb ebendort am 19. Dezember 1994. Mit seinem Namen verbinden wir zum einen den Hugo-Distler-Chor, dessen Leitung er bis 1989 innehatte, dann die Aufnahmeleitung bei der Gramophongesellschaft in Hannover sowie die Tätigkeit als Kantor an der Dreifaltigkeitsgemeinde in Berlin-Lankwitz. Vor allem aber ist es das kompositorische Schaffen von 110 Opera, das die Nachwelt interessieren könnte. Dieses Werk ist im Jahr 2019 der Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin übergeben worden.

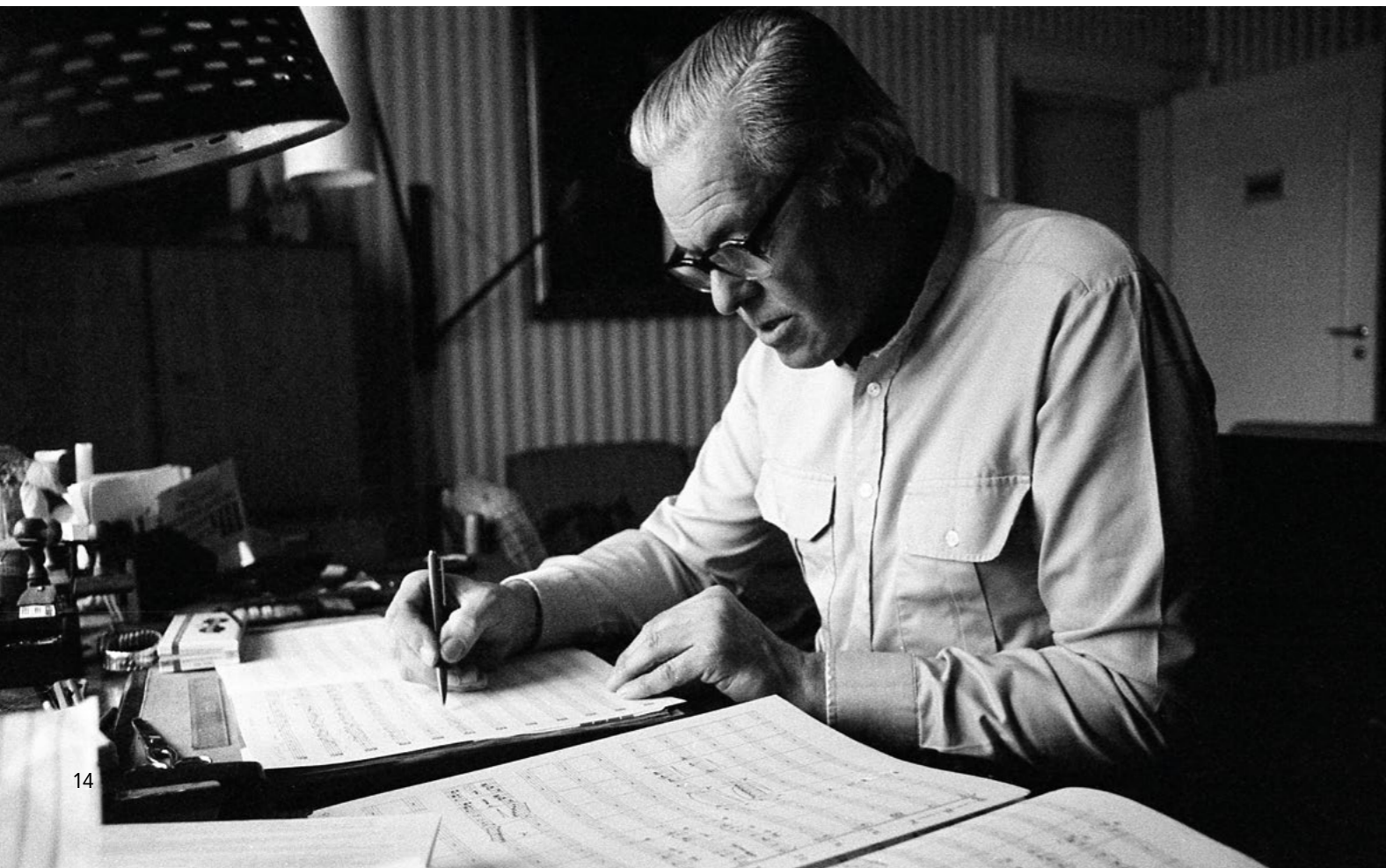
Im Werkverzeichnis von Klaus Fischer-Dieskau sind als die beiden ersten Werke *2 Nottornos für Klavier (Meiner Mutter gewidmet)* op. 1 und als op. 2 *Tänzerische*

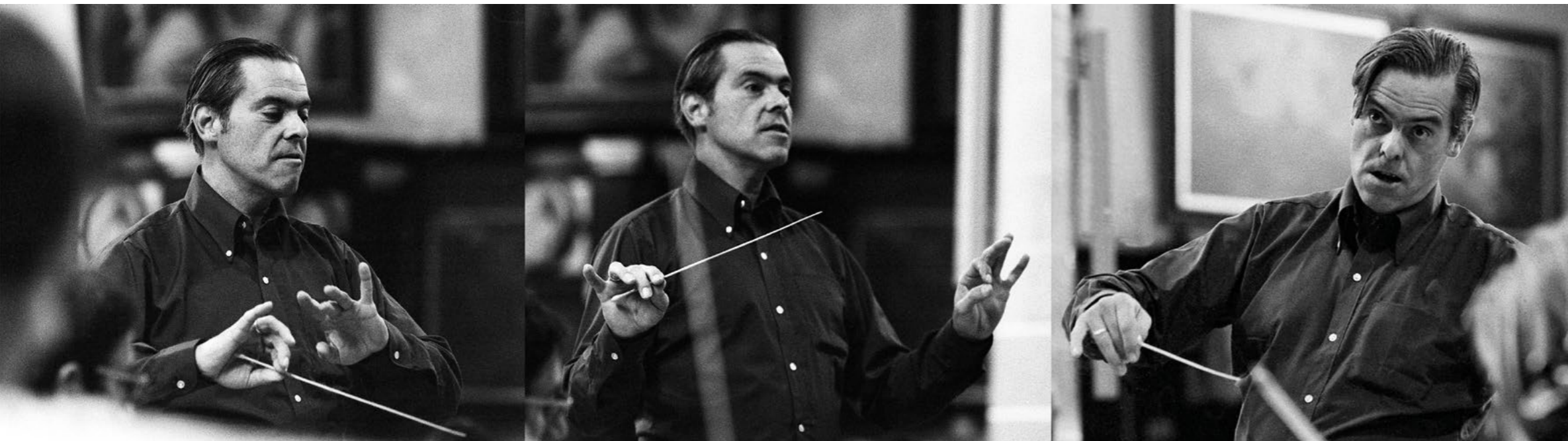
*Intermezzi für Klavier* aufgeführt, beide 1935 geschrieben. Der 14-Jährige komponierte am Klavier fürs Klavier, erweiterte sein kompositorisches Repertoire in den folgenden Jahren um Lieder mit Klavierbegleitung, Kammermusik in unterschiedlichen Besetzungen und etwas später um sein erstes großes Orchesterwerk op. 9 aus dem Jahr 1937. Er nannte es *1. Deutsches Konzert für großes Orchester und Klavier d-Moll (Herrn Prof. Romuald Wikarski gewidmet) 1937–1943*.

Die Pläne, ein Studium an der „Staatlichen Akademischen Hochschule für Musik in Berlin“ als Pianist zu beginnen, fanden ein jähes Ende: Während der Komposition des *1. Klavierkonzerts* brach der Zweite Weltkrieg aus, und Klaus Fischer-Dieskau wurde eingezogen. In der von ihm und Inge Rettig herausgegebenen *Chronik des Hugo-Distler-Chors Berlin e.V., Die Geschichte der ersten 40 Jahre* berichtete der junge Komponist: „Kann man nun begreifen, wie fürchterlich für mich die Einberufung als Funker zur Luftwaffe diesem prallen Studentenleben ein gnadenloses Ende bereitere?“

Seite 14:  
Klaus Fischer-Dieskau, 1987  
Foto: Peter Goedel

links: Seite aus Nottornos op. 1  
rechts: Der junge Komponist 1940, Familienbesitz (aus einem privaten Tagebuch)





Der Dirigent 1972  
Foto: Peter Goeldel

Das „pralle Studentenleben“ ab 1938 war vor allem von seinen Lehrern Romuald Wikarski (Klavier) und Heinz Tiessen (Komposition) geprägt. Ihnen galten, neben seiner Mutter, auch die ersten Widmungen.

Für Fischer-Dieskaus Auffassung von Musik und für seine innere Haltung gegenüber der „Wahrhaftigkeit künstlerischen Ausdrucks“ war Hugo Distler wegweisend als Lehrer und Mentor. In ihm verehrte er nicht nur den Erneuerer der protestantischen Kirchenmusik, sondern auch den sich bewusst aneignenden Zugriff auf die musikalische Tradition bis hin zu Heinrich Schütz. Er bedauerte Zeit seines Lebens, dass ihm für das Studium bei Distler nur eine kurze Zeit vergönnt war. Distler nahm sich im November 1942 das Leben, er verzagte angesichts der brutalen Übergriffe der Nationalsozialisten gegenüber freier künstlerischer Entfaltung. Nicht zuletzt deshalb setzte Fischer-Dieskau seinem Lehrer mit der Namensnennung des 1953 gegründeten Berliner Chors ein Denkmal.

Während des Krieges hatte Fischer-Dieskau tatsächlich Zeit, ein ausführliches Tagebuch zu schreiben, das er nach dem Krieg mit großen Lücken bis zum 25. Juni 1994 fortsetzte. Aus vielen Bemerkungen geht hervor, dass er dem Regime gegenüber eine distanzierte Haltung an den Tag legte und mit kritischen Anmerkungen den Verlauf des Kriegsgeschehens verfolgte. Entscheidender Schreibimpuls jedoch war, die Überlebensstrategie als Soldat zu schildern und mit dem Abbruch seiner künstlerischen Laufbahn als Pianist fertig zu werden. Amüsant sind seine Beschreibungen zum Einsatz als ‚Musiker‘, wie er mit dem Akkordeon in Offizierskasinos für Unterhaltung zu sorgen hatte. Hinter seinen sarkastischen Beschreibungen trat die ganze Bitterkeit des frustrierten Pianisten und Komponisten zutage, von seiner eigentlichen Berufung abgeschnitten zu sein.

Umso erstaunlicher ist es, dass er trotz der traumatischen Erfahrungen im Krieg eine Reihe von Kompositionen und seine Tage-

bücher hat retten können. In seinem Tagebuch schildert er 1946, dass er sein *2. Klavierkonzert* zwei Mal aus dem Gedächtnis neu schreiben musste; einmal wurde die Partitur im Kriegsgeschehen vernichtet, das andere Mal verlor ein Freund die Partitur. So brachte er die Kompositionen entweder während der Urlaubszeit oder am Ende des Kriegs mit nach Hause, die Werke mit den Opuszahlen 7 bis 15 zum Beispiel. Darunter *13 Klassische Variationen nach einem eigenen Thema für Klavier 1940*, *Tänzerische Intermezzi für Orchester 1943–1944* und die kurz vor dem Krieg geschriebene und seiner damaligen Freundin gewidmete *Sonate für 2 Klaviere in c-Moll op. 15*. Die Schwierigkeiten, während des Kriegs zu komponieren, zeigen sich in seiner Stellungnahme zum Leben als Soldat: „In meinem Leben haben ich viele Zwangsgemeinschaften erlebt, erfahren, erlitten. Als Individualist füge ich mich oft schwer ein; am meisten dabei gelitten habe ich beim Militär, und die Gefahren des Kriegs, der Abscheu davor und die Leiden der

Unmenschlichkeit haben mein Gemeinschaftsgefühl – bei den Soldaten nennt man das ‚Kameradschaft‘ – nicht befördert.“ Als ein noch nicht vollendetes Manuskript brachte er das 1946 fertiggestellte *1. Streichquartett d-Moll op. 16* aus dem Krieg mit.

Das Albis Quartett hat dieses Streichquartett zusammen mit dem *4. Streichquartett in A op. 81* aus dem Jahre 1978 erstmals eingespielt. Die neun Streichquartette können als Haltepunkte seines kompositorischen Schaffens angesehen werden. Sie durchmessen alle Phasen seiner Entwicklung. Die Tonalität wird nicht aufgegeben, aber

stark aufgelockert und bis zur Polytonalität weiterentwickelt. Gleichzeitig macht sich ein Streben nach linear-polyphoner Stimmführung bemerkbar.

„Nach dem Studium (1948) war ich zunächst einmal ‚arbeitslos‘. Gar zu viele waren es damals. Immerhin hatte ich das Glück, auf vielerlei Weise freiberuflich tätig sein zu können. Ich spielte Orgel und Cembalo, synchronisierte Filme, übernahm Klavierbegleitungen und unterrichtete auch wieder.“

Mit der Gründung des Hugo-Distler-Chors verlagerte sich der Schwerpunkt der künstlerischen Arbeit auf die Leitung des Chors und auf die spätere Tätigkeit als Kantor an der evangelischen Kirchengemeinde in Berlin-Lankwitz. Auf die Kompositionen Fischer-Dieskaus hatte dies einen starken Einfluss, so verstärkte sich dieser Aspekt kompositorischen Schaffens erheblich. Es entstanden die *Motetten a cappella für vierstimmigen Chor op. 48* und das Oratorium

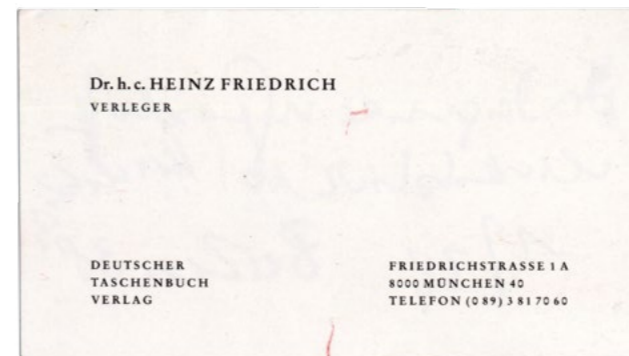
*Die Auferstehungsgeschichte* op. 50. Einmalig in der Geschichte der evangelischen Kirchenmusik ist Fischer-Dieskau op. 80, ein *Choralbuch für Orgel* mit Vorspielen und Sätzen zu sämtlichen Liedern des Evangelischen Kirchengesangbuchs. Die Mischung aus Kammermusik, Orchesterwerken und Vokalmusik hat Klaus Fischer-Dieskau bis ins Alter fortgesetzt. Zum Beispiel mit dem *9. Streichquartett* sowie den *Fünf Konzertsüctken* für Violine und Orchester op. 110, dem letzten Werk des Komponisten. Das Oratorium *Sodom. Die Klagen der Frau Lot* op. 98 für Mezzosopran, Bariton, Chor und Orchester reflektiert die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl von 1986. Bei vielen Werken war sich Fischer-Dieskau selbst der beste

Kopist. Ob Klavierauszüge, Kopien seiner Partituren oder die Herstellung sämtlicher Stimmen eines Werkes, alles war akribisch handgeschrieben und offensichtlich für den öffentlichen Gebrauch gedacht.

Vieles in der Musikgeschichte war zeitweilig nicht ‚aktuell‘, da der Fokus auf anderen Strömungen lag. Mit Neugier und vorurteilsloser Erwartung sollte man der Musik Klaus Fischer-Dieskaus begegnen, denn sie vermittelt angesichts der unterschiedlichen stilistischen Entwicklungen heutzutage und der vielen in den letzten Jahrzehnten gemachten ‚Ausgrabungen‘ einen hörenswerten Eindruck auf ein Werk in der Tradition der gemäßigten Moderne.

links:  
Streichquartett 1, Beginn des 3. Satzes

rechts: Streichquartett 4, 1. Satz



## „ABER LEBEN WIR WIRKLICH?“

ZUM 100. GEBURTSTAG VON HEINZ FRIEDRICH

Der Geburtstag von Heinz Friedrich (1922–2004) jährte sich am 14.2.2022 zum 100. Mal. Bekannt ist Friedrich heute als Gründer des dtv-Taschenbuchverlags sowie dessen Leiter von 1961 bis 1990 und als Präsident der Akademie der Schönen Künste in München von 1983 bis 1995. Er und seine Frau Maria, geb. Maser, übereigneten der Bayerischen Staatsbibliothek ihren äußerst wertvollen, interessanten und umfangreichen Nachlass noch zu Lebzeiten (zur Biographie des Paares vgl. den Beitrag von Cornelia Jahn im Bibliotheksmagazin 1|2013, S. 27–32).

Das Herzstück des Nachlasses (aufgestellt unter der Signatur Ana 655) bilden die ausführlichen, oft viele Jahrzehnte umspannenden Briefwechsel mit bekannten Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern wie z. B. Gottfried Benn, Heinrich Böll, Dietrich Fischer-Dieskau, Celestino Piatti, Siegfried Lenz und Konrad Lorenz. (Auf die ebenfalls sehr wertvolle Korrespondenz

Maria Friedrichs mit Autoren und Illustratoren soll im nächsten Bibliotheksmagazin gesondert eingegangen werden.) Sie belegen Heinz Friedrichs enorme Begabung darin, einen intensiven, auch persönlichen Kontakt zu seinem Gegenüber aufzubauen, dessen schöpferische Erzeugnisse zu erfassen und sich dafür zu begeistern. Es gelang Friedrich, die Werke anderer einem breiten Publikum bekannt zu machen und zu vermitteln, sei es als Verfasser von Kritiken, als Radiomoderator beim Hessischen Rundfunk von 1959 bis 1961 oder als Verleger bei Fischer von 1956 bis 1959 und schließlich bei dtv. An dieser Stelle soll im Folgenden nun exemplarisch

Dr. Rahel Bacher ist stellvertretende Leiterin des Referats Nachlässe und Autographen der Bayerischen Staatsbibliothek



Das Verleger-Ehepaar Maria (1922–2012) und Heinz Friedrich (1922–2004) Fotografien: Felicitas Timpe (1923–2006). BSB/Bildarchiv, Sign.: timp-017654 oben: Visitenkarte von Heinz Friedrich. Der dtv-Verlagssitz befand sich seit 1973 in der Friedrichstraße in München. BSB/Bildarchiv, Sign.: Ana 655



Seegut Bannwaldsee, Foto der Kunsthistorikerin, Schriftstellerin, Fotografin Ilse Schneider-Lengyel (1903–1972). BSB/Bildarchiv, Sign. Ana 372, Sch. 9,118.

auf einen der sehr zahlreichen Briefwechsel eingegangen werden, nämlich den zwischen Heinz Friedrich und dem Schriftsteller Wolf-dietrich Schnurre (1920–1989).

#### TREFFEN AM BANNWALDSEE IM SEPTEMBER 1947

Sowohl Friedrich als auch Schnurre gehörten zu den Teilnehmern des Treffens am Bannwaldsee, das später als Gründungstreffen der Gruppe 47 in die deutsche Literaturgeschichte einging. Das Treffen fand auf Einladung Hans Werner Richters, der als Organisator auch aller weiteren Treffen fungierte, am 6./7. September 1947 statt. Das Ziel der Zusammenkunft bestand zunächst darin, eine Nachfolgezeitschrift des *Rufs* zu begründen, die von der amerikanischen Militärregierung verboten worden war. Tagungsort war das Haus der Autorin und Fotografin Ilse Schneider-Lengyel am Bannwaldsee in der Nähe von Füssen im Allgäu. Sie bewirtete die Teilnehmer mit frischem

Fisch und Krebsen aus dem See. Auch den Nachlass von Ilse Schneider-Lengyel beherbergt die Bayerische Staatsbibliothek unter der Signatur Ana 372, ein Beispiel dafür, wie Nachlässe Überlieferungsstränge zusammenführen.

Die durch ihre Kriegserfahrung und die Verhältnisse der Nachkriegszeit belasteten Teilnehmer der späteren Gruppe 47 erlebten die Tage inmitten der idyllischen Natur sehr eindrücklich. Das Treffen wurde in Form einer Werkstatt-Tagung abgehalten, die Teil-

nehmer lasen eigene, noch unveröffentlichte Texte vor, die anschließend diskutiert wurden. Den Anfang machte Schnurre mit der Geschichte *Das Begräbnis*, die gut aufgenommen wurde (erschien am 1.2.1948 in *Ja. Zeitung der jungen Generation*. Diesen Text las Schnurre nochmal 30 Jahre später, 1977, zum Abschluss der Treffen der Gruppe 47). Friedrichs Text *Die Straße Nirgendwo* wurde hingegen kritisiert (erschieden in der Reihe *Ruf der Jugend* 8, 1948).

Nach dem Treffen schrieb Friedrich an Schnurre (dem sich Heinz Friedrich in der Gruppe, wie er in seiner Autobiographie *Erlerner Beruf: Keiner* rückblickend bemerkt, am nächsten fühlte und den er zu seinen engsten Freunden zählte) am 19.9.1947: „Die Tage am Bannwaldsee sind mir noch in lebhafter Erinnerung, und ich freue mich schon auf das nächste Treffen. Es ist doch allerhand dabei herausgekommen. Schade ist nur, dass wir mit der Zeitschriftensache jetzt immer noch an der Papierklippe hängen.“

Die geplante Zeitschrift konnte zunächst auch aufgrund erneuter Zulassungs-Schwierigkeiten nicht erscheinen, später wurde der Plan fallengelassen und der Beschluss gefasst, sich regelmäßig zu weiteren Lese- und Diskussionsrunden zu treffen, die zunächst halb- und später jährlich stattfanden.

#### FREUNDSCHAFT MIT WOLFDIETRICH SCHNURRE

Friedrich gelangte zwischenzeitlich recht schnell zu einer ablehnenden Haltung gegenüber der Gruppe, so schrieb er Schnurre am 20.1.1948: „Je mehr ich erlebe und mir ordne, umso tiefer wird meine Abneigung gegen die GRUPPE 47. Ich habe mit ihr innerlich nichts mehr gemein. Abgründe, unübersteigbare, trennen uns. Menschlich fühle ich mich diesem oder jenem nach wie vor verbunden – aber diese Verbundenheit braucht nicht den Gruppen-Kitt, um zu dauern. Jeder Zusammenschluss schöpferischer Menschen, erfolgt er nicht auf freundschaftlich-gesellschaftlicher Basis, hat etwas Zweckmässiges – und damit Mittelmässiges. Unter schöpferischen Menschen gibt es keine Interessengemeinschaft (die GRUPPE ist allmählich darin ausgeartet), der Schöpferische hat kein ‚Interesse‘, er braucht keinen ‚Beistand‘ im Gruppensinn – das braucht nur der Mittelmässige, der Kunsthandwerker. [...] Im Augenblick schreibe ich nichts Belletristisches mehr – ich habe mich für den Essay, die Glosse, die Kritik entschieden.“

Am 27.5.1948 schrieb Friedrich Schnurre erneut sehr offen und schildert, wie er durch die Kritik der Gruppe in eine innere Krise geraten ist: „In meinem ersten Brief an Sie habe ich noch sehr geschimpft, vieles sah ich noch nicht ein, ich lehnte mich noch auf. Aber Tag für Tag überwuchs die Scham den Stolz, ich wurde sehr klein und sehr bescheiden –

kurz: Ich sah mich plötzlich meiner eigenen Nichtswürdigkeit gegenüber. Da fiel das ganze banale Kartenhaus meines Dichtertempels zusammen [...] Meine Meinung über die Gruppe 47 habe ich nicht revidiert, aber ich bin weitaus versöhnlicher gestimmt. Es fehlt eben sehr vielen dort eine Dimension – aber trotz allem kann man mit ihnen menschlich und auch – bis zu einem gewissen Punkt – kritisch verkehren. [...] Ich jedenfalls bin jetzt soweit, (Sie sind an dem Punkt, glaube ich, schon lange), dass ich ohne Gefahr zur Gruppe gehören kann. Ich bin frei von all diesen Dingen, ich stehe fest auf meinem Grund. Dass ich soweit bin, verdanke ich, und das ist doch eigentlich recht absurd, eben auch wieder der Gruppe – der Kritik, die meine Eitelkeit ins Wanken brachte...“

Die Auseinandersetzung mit der Gruppe 47 in deren Frühzeit hatte bei Friedrich offenbar einen inneren Wandlungs- und Reifeprozess ausgelöst. Letztendlich erwies sich diese Krise für ihn als fruchtbar, da er in der Abkehr vom Schreiben auf dem von ihm in der Folge beruflich eingeschlagenen Weg sehr erfolgreich war.

#### DIE SPÄTEREN JAHRE

In den späteren Jahren besuchte Friedrich die Treffen der Gruppe 47 regelmäßig. Er gehörte zu dem ausgewählten Kreis der wenigen, die Werner Richter immer einlud, trug aber, anders als Schnurre, keine eigenen Texte mehr vor. Als Verleger konnte Friedrich durch seine Kontakte im Rahmen der Gruppe viele Talente gewinnen, umgekehrt profitierten auch die Schriftsteller von Friedrichs neuer Rolle. Von Schnurre wurden bei dtv zwar einzelne Titel verlegt (*Das Los unserer Stadt*, *Die Aufzeichnungen des Pudels Ali*, *Spreezimmer möbliert* und *Die Zwengel*), das Gesamtwerk erschien dort

jedoch nicht, da ein zu geringer Absatz befürchtet wurde. Friedrich bedauerte diese Entscheidung in späteren Jahren Schnurre gegenüber brieflich.

Friedrich und Schnurre blieben bis zu Schnurres Tod in Kontakt und berichteten sich über die wichtigen Ereignisse in ihrem Leben. Nach dem Suizid seiner Frau Eva Schnurre, geb. Mertz, im Dezember 1965 schickte Schnurre Friedrich eine Todesanzeige, auf der dem gedruckten Schriftzug „Eva ist fortgegangen“ handschriftlich ein Dank für Friedrichs zuvor geäußerte Anteilnahme hinzugefügt ist. Im darauffolgenden Jahr beantworteten Friedrich und seine Frau die ihnen zugesandte Heiratsanzeige

von Schnurre und Marina, geb. Kamin, mit einem Glückwunschtelegramm. Nach seinem Umzug in ein 160-jähriges Bauernhaus an der Elbe schickte Schnurre Friedrich wiederholt Fotos des Anwesens und beschrieb seine neue Umgebung anschaulich: die Haustiere, die Wälder und **5. Oktober 1979** den Blick über den Fluss auf die Grenze zur DDR mit Grenzzaun und ständig besetztem Wachturm.

Auch baten sich beide gegenseitig immer wieder um Gefälligkeiten, Schnurre etwa um ein vorgezogenes Honorar und die Zusage von Büchern aus der dtv-Reihe, Friedrich um eine Lesung am Gymnasium seiner Töchter, wo er als Elternbeirat aktiv war,

Lieber Wolfdietrich Schnurre,

herzlichen Dank für Deinen Brief aus Italien, der mich mit der üblichen Verspätung erreichte - das heisst: nicht erreichte, da ich zum Zeitpunkt seines Eintreffens in Urlaub war. Besagter Urlaub ist auch Schuld daran, dass meine Antwort so lange auf sich warten liess; nach Rückkehr nämlich quoll der Schreibtisch über, und ich musste zunächst einmal danach trachten, das Geschäft des Tages wieder in den Griff zu bekommen.

f  
Was die Grube angeht, die Dir (von mir beschworen) nicht so recht gefällt, so habe auch ich nicht unbedingt Sehnsucht danach. Andererseits lässt sich wohl nicht abstreiten, dass wir inzwischen mit unseren annähernd 60 Jahren, den Berg hinuntersteigen, den wir vorher erklommen haben. Dass dem so ist, sagt jedoch nichts darüber aus, dass man nicht neugierig sein könnte und sollte, auf das, was vor uns liegt. Ich bin das auch. Allerdings habe ich so meine Zweifel, ob die Unannehmlichkeiten, die hinter uns liegen (ich meine die letzten dreissig Jahre) unannehmlicher waren als die Unannehmlichkeiten, die auf uns warten. Diese Meinung hat nichts mit Kulturpessimismus und auch nichts mit Resignation zu tun; ich ver suche lediglich die menschlichen Realitäten unvoreingenommen einzuschätzen. Oder sollten wir wirklich das Glück haben, dass zum ersten Mal seitdem es eine denkende Menschheit gibt, die Vernunft die Oberhand behält über die Unvernunft? Für Vernunft jedenfalls sind wir schlechter gerüstet als manches Jahrhundert zuvor. Phraseologie, die sich auf Vernunft beruft, ist alles andere als Vernunft; aber vornehmlich mit dieser Art von Phraseologie haben wir es leider zu tun.

Dennoch entbindet das uns nicht von der Neugier und auch nicht vom Bücher machen so oder so... Was unsere literarisch-verlegerischen Beziehungen angeht, so kann ich diese nur wiederum lebhaft bedauern - zumal deren Beschaffenheit zweifellos auf schuldhaftes Verhalten meinerseits zurückzuführen ist. Ich habe tatsächlich im entscheidenden Moment nicht geschaltet; das hing damit zusammen, dass ich, wie ich mich erinnere, durch andere Sorgen enorm belastet war. Ausserdem steckte damals unsere belletristische Produktion in einer gewissen Krise, so dass die Lektorate vor Gesamtübernahme eines Werkes zurückschreckten und mein Eintreten für Schnurre vornehmlich als Zeichen eines freundschaftlichen Akts sahen. Wie gesagt, das war ein grober Fehler, der mir unter anderen Voraussetzungen auch nicht unterlaufen wäre. Aber nun ist er unterlaufen und nun ist es zu spät.

und darum, seiner Tochter ein Interview, wohl für die Schülerzeitung, zu geben. Daneben stand über all die Jahre auch immer ein Austausch, in dem beide Männer reflektierten. So schrieb Schnurre an Friedrich am 28.11.1966, er denke oft an das Treffen am Bannwaldsee zurück, als „WIR LITERARISCH NOCH UNSCHULDIG WAREN“. Friedrich antwortete am 30.11.1966 relativierend: „Was die allgemeine literarische Situation angeht, so suchen auch mich oft die Erinnerungen heim. Aber wer weiß: vielleicht werden die zurückliegenden Zeiten nur durch unser fortschreitendes Alter verklärt. Wenn ich sachlich über das nachdenke, was so manche Autoren unmittelbar nach dem Krieg produzierten, so muß ich erkennen, dass auch damals recht viel Mist geschrieben wurde.“ Nach über zwei Jahrzehnten Bekanntschaft gingen sie endlich zum „Du“ über. Resümierend schrieb Schnurre am 1.8.1982 über sein Buch *Ein Unglücksfall*, das sich kaum verkaufe: „Ich müsste darüber eigentlich ziemlich verzweifelt sein, Moralist, der man immer noch ist. Aber warum? Das Buch ist geschrieben.“ Friedrich antwortete am 6.8.1982: „Ich möchte auch sonst noch einiges tun, wenn auch nicht gerade als Verleger. Oder hältst Du die Verlegerei für eine so tolle Sache? Vielleicht bin ich zu lange in diesem Gewerbe tätig, um noch allzuviel davon zu halten.“ Schnurre hielt dagegen, Friedrich habe „ein fabelhaftes Programm verwirklicht. Was will man denn mehr?“

Briefdurchschlag:  
Heinz Friedrich an  
Wolfdietrich Schnurre  
am 5.10.1979.  
Aus dem Nachlass  
Ana 655, Korrespondenz  
Heinz Friedrich,  
1979., Sign.: Ana 655

„DOCH, HEINZ, ICH GLAUBE, WIR LEBEN.“

Um den Anfang ihrer Bekanntschaft geht es nochmal gegen Ende der erhaltenen Korrespondenz zwei Jahre vor Schnurres Tod. Friedrich schreibt ihm am 22.5.1985: „Ich habe in diesen Wochen oft an Deine Geschichte ‚Das Begräbnis‘ denken müssen. Sie erscheint mir nach wie vor neben Borcherts ‚Draußen vor der Tür‘ dem Lebensgefühl der Heimkehrer-Generation den stärksten Ausdruck zu verleihen. Aber was heißt hier Lebensgefühl? Eigentlich war es ja eher ein Sterbens-Gefühl. Daß wir trotzdem noch leben, ist eigentlich ein Wunder, aber leben wir wirklich?“ Worauf Schnurre am 24.5.1985 antwortet: „Manchmal ist meine gesteuerte Schizophrenie so groß, daß ich eigentlich nur ein traumhaftes Schweben bestätigen könnte. Aber die Arbeit -: sie zumindest bestätigt es einem: Doch, Heinz, ich glaube, wir leben.“

Der Briefwechsel Friedrich – Schnurre dokumentiert die Entwicklung zweier Persönlichkeiten, welche die deutsche Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts geprägt haben. Exemplarisch zeigt sich hier auch die Bedeutung, die der Nachlass Friedrich für die Literaturwissenschaft hat.

# OFFENHEIT IN FORSCHUNG UND KULTUR:

AUF DEM WEG ZU EINEM NEUEN NORMALMODELL  
WISSENSCHAFTLICHEN PUBLIZIERENS

Dr. Christian Mathieu ist Fachreferent in den Wissenschaftlichen Diensten der Staatsbibliothek zu Berlin

Der Strukturwandel des wissenschaftlichen Kommunikationssystems unter dem Open Access-Paradigma der offenen Zugänglichkeit und freien Nachnutzbarkeit von Forschungserträgen in unterschiedlichster Medienform erlebt dieser Tage ein bemerkenswertes Momentum. Nachdem der Open Access-Gedanke im Spätsommer 2021 Eingang in das Landeshochschulgesetz Berlins gefunden hatte, bekannte sich die Ampel-Koalition im Winter 2021 sogar auf Bundesebene zu dem Ziel, dieses inzwischen gar nicht mal mehr so neue Publikationsmodell „als gemeinsamen Standard [zu] etablieren“ – eine Absicht, die der Wissenschaftsrat auf seiner aktuellen Wintersitzung schließlich mit „Empfehlungen zur Transformation des wissenschaftlichen Publizierens zu Open Access“ nochmals bekräftigen sollte.

Vor dem hier nur angedeuteten wissenschaftspolitischen Hintergrund sowie mit Blick auf ihre Kooperation mit der Berlin University Alliance, für die das Bekenntnis zu Open Science von konstitutiver Bedeutung ist, hat sich unlängst auch die Stiftung Preussischer Kulturbesitz (SPK) in diesem Kontext mit Nachdruck zu Wort gemeldet: Mit seiner Open Science-Erklärung macht nämlich dieser spartenübergreifende Einrichtungsverbund den offenen partizipativen Zugang zu

den von seinen Archiven, Bibliotheken, Museen und Forschungsinstituten produzierten Digitalisaten, Publikationen und Datenbeständen zur Leitlinie seines künftigen Handels.

Zwar setzt die Staatsbibliothek zu Berlin (SBB) zentrale Vorgaben der Open Science-Erklärung ihrer Dachorganisation bereits seit geraumer Zeit um – insbesondere im Wege der Veröffentlichung ihrer Digitalisate gemeinfreier Werke unter der Public Domain Mark 1.0, durch Beteiligung an der Berliner Open Access-Strategiegruppe sowie in Form ihrer Beratungsangebote zum wissenschaftlichen Publizieren von Texten und Forschungsdaten. Hinzu kommen jene Finanzierungs- und Infrastrukturdienstleistungen, mit denen die vier an der SBB angesiedelten, DFG-geförderten Fachinformationsdienste für die Wissenschaft die Open Science-Transformation in ihrer jeweiligen Fachdisziplin befördern möchten. Unbeschadet ihrer bisherigen Aktivitäten wirkte der einrichtungsübergreifende Diskussionsprozess auf dem Weg zu einer stiftungsweiten Open Science-Erklärung als hochwillkommener Impuls, die Positionierung der SBB auf dem so dynamischen Feld der offenen Wissenschaft zu präzisieren und in Form einer eigenen Open Science-Resolution zu dokumentieren.



So ermutigt auch die SBB ihre Mitarbeitenden ebenso wie ihre Nutzenden, wissenschaftliche Buch- und Zeitschriftenpublikationen sowie die diesen gegebenenfalls zugrundeliegenden Forschungsdaten genuin in qualitätsgesicherten Open Access-Kontexten zu veröffentlichen, wie sie u. a. in den internationalen Verzeichnissen DOAJ, DOAB und re3data verzeichnet sind. Soweit dem keine Vertragsvereinbarungen entgegenstehen, ruft die SBB zudem dazu auf, digitale Sekundärversionen von bereits erschienenen konventionellen Verlagsveröffentlichungen auf institutionellen, disziplinspezifischen oder allgemeinen Open Access-Repositoryn wie Zenodo zu archivieren. Zu diesem Zweck empfiehlt die SBB, die jeweiligen Zweitveröffentlichungsrechte nach § 38 UrhG wahrzunehmen und künftig gegenüber Verlagen auf einem Selbstbehalt der Verwertungsrechte für entgeltfrei zu nutzende elektronische Parallelpublikationen zu beharren – etwa mittels entsprechender Vertragszusätze.

Für Dienstwerke – also für alle wissenschaftlichen bzw. fachlichen Text- und Datenpublikationen, die ihre Mitarbeitenden während der Arbeitszeit verfassen – erwartet die SBB künftig sogar das Bemühen (Best Effort-Prinzip) um deren Primärveröffentlichung im Open Access oder zumindest die (zeitverzögerte) öffentliche Zugänglichmachung einer Parallelversion. Im besonderen Maße gilt dies für die von der SBB herausgegebenen Veröffentlichungen und namentlich für ihre Sammlungs- und Ausstellungskataloge.

Umso erfreulicher also, dass die Mehrzahl der im Open Access erscheinenden bibliothekarischen Fachzeitschriften von ihren Beitragenden keine Publikationsgebühren verlangt. (Das Open Access-Geschäftsmodell

verlagert die Finanzierung der Kosten einer Verlagsveröffentlichung von der Rezeptions- auf die Produktionsseite.) Überdies können Autor:innen (präziser: corresponding authors) mit SBB-Affiliation bereits von den Vereinbarungen des nationalen Lizenzierungsprojekts DEAL profitieren und ihre Aufsätze kostenfrei in den nach Hunderten zählenden Zeitschriften der Verlage Wiley und Springer Nature im Open Access publizieren.

Da Fordern dieser Tage bekanntlich Fördern impliziert, wird die SPK in Kürze ihren Angehörigen überdies einen Fonds zur Verfügung stellen, um die eventuell anfallenden Gebühren einer Zeitschriftenveröffentlichung im Open Access zentral zu finanzieren – sofern dafür keine projektspezifischen Drittmittel eingesetzt werden können. Ein entsprechendes Angebot für Buchpublikationen ist selbstverständlich ebenfalls in Vorbereitung. Und auch die Infrastrukturdimension hat die mit der Implementierung der Open Science-Strategie der SPK betraute Arbeitsgruppe im Blick. Im Wesentlichen wird dabei die Einrichtung sowohl eines mandantenfähigen Repositoriums für multimediale Inhalte und Forschungsdaten vorbereitet als auch einer technischen Betriebsplattform für Open Access-Zeitschriften und -Schriftenreihen, auf deren Basis die ebenfalls in ihrer Open Science-Erklärung in Aussicht gestellte Transformation des institutionellen Publikationsaufkommens der SPK erfolgen kann.

Das Meer des Alltags trennt Sie von Ihren Kunden. Sie winken, Sie wollen sich bemerkbar machen. Sie geben Signal. Zwischen Signal und Signal besteht aber ein Unterschied. Geben Sie Berthold-Signal – und man hört Sie!

Signal

Detail aus einem Schriftmusterbuch der H. Berthold AG, das im Rahmen des Projektes *Schriftproben digital* öffentlich zugänglich gemacht wurde. Zum Digitalisat:

[https://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN1772412260&PHYSID=PHYS\\_0003](https://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN1772412260&PHYSID=PHYS_0003)



Weiterführend:  
<https://www.preussischer-kulturbesitz.de/schwerpunkte/digitalisierung/>

[open-science.html?sword\\_list%5B0%5D=Open&sword\\_list%5B1%5D=science&no\\_cache=1](https://www.preussischer-kulturbesitz.de/schwerpunkte/digitalisierung/open-science.html?sword_list%5B0%5D=Open&sword_list%5B1%5D=science&no_cache=1)



<http://sbb.berlin/openaccess>



<https://open-access.network>



Rar. 287  
 2<sup>o</sup> Inc. c. 178  
 2918  
 = Hain \* 14508

**Liber Cronice cum  
 figuris et Imaginibz.**

Schedel

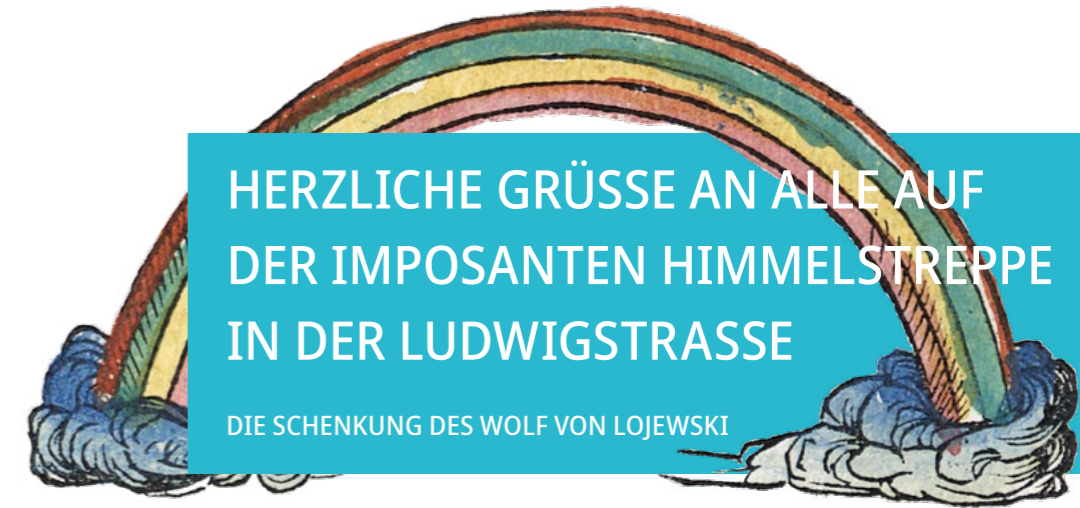
**LIBER DOCTORIS HARTMANNI  
 SCHEDEL DE NUREMBERGA**

Die in der Chronik in Hain  
 14508  
 2  
 3  
 4  
 5

folgt in der Chronik f. 330  
 folgt in der Chronik f. 331  
 folgt in der Chronik f. 332  
 folgt in der Chronik f. 333  
 folgt in der Chronik f. 334  
 folgt in der Chronik f. 335

Ueber diese Ausgabe  
 vgl. Oscar Haase  
 "Die Koberger"  
 bes. genau Rutand Serapion  
 1854 p. 137 etc.  
 Die Druck  
 stand im Repu-  
 torium  
 notirt

Ueber die Städtebilder  
 in H. Schedels Chronik  
 handelt V. v. Loga  
 im Jahrb. d. K. Preuss.  
 Kunstsammlungen, IX (1868) S. 93-107, 184-196



**HERZLICHE GRÜSSE AN ALLE AUF  
 DER IMPOSANTEN HIMMELSTREPPE  
 IN DER LUDWIGSTRASSE**

DIE SCHENKUNG DES WOLF VON LOJEWSKI

Am 15. September 2021 war es trotz Corona-Zeiten so weit: Der als langjähriger Moderator des *heute-Journals* bestens bekannte Wolf von Lojewski übergab der Bayerischen Staatsbibliothek persönlich seine „aus so vielen in der ganzen Welt herumflatternden Einzelblättern“ bestehende, nunmehr komplette Schedel'sche Weltchronik.

Die einzelnen Blätter sind jetzt wieder in der Abfolge des fast durchgängig foliierten Buchs geordnet – und: Die Ausgabe ist vollständig, was Herrn von Lojewski besonders erfreute, hatte er doch sogar das für Sammler eigentlich uninteressante Inhaltsverzeichnis aufspüren, erwerben und hinzufügen können (s. Beitrag

Dr. Claudia Fabian ist Leiterin der Abteilung Handschriften und Alte Drucke der Bayerischen Staatsbibliothek

Alle Zitate im Text stammen von Wolf von Lojewski, aus seinem Briefwechsel mit der Bayerischen Staatsbibliothek oder aus dem Katalog *Verstreute Blätter – Scattered leaves* (Bad Nauheim, ASKU-Press S. Uftring, 2020, ISBN 978-3-930994-33-5)

Dabei handelt es sich um mindestens 326 Blätter (652 Seiten) der 1493 in Nürnberg bei Anton Koberger erschienenen lateinischen Ausgabe, die im internationalen Inkunabelcensus

„Ganz sicher hat ein solches Hobby auch mit dem Jagdinstinkt zu tun. Da ist die Erregung auf der Pirsch im Allgemeinen größer als später beim Genuss der erlegten Beute.“

S. 31 f. *Von den Freuden des Sammelns*.

Nun lagen diese Blätter vor uns in einer eigens angefertigten, aber schon zu eng gewordenen Kasette, darauf eine Kopie des Titelblatts (vgl. S.

ISTC unter der Nummer is00307000 und im Inkunabelkatalog der BSB (BSB-Ink) unter S-195 verzeichnet ist. Die Chronik liegt hier in einer Form vor, die Bibliothekare eigentlich erschauern lässt: Einzelblätter (aber auch Doppelblätter oder Teile von Lagen) verschiedener Exemplare, mithin unterschiedlicher Provenienz und Gestaltung, unterschiedlicher Papierqualität und Erhaltungszustand, von festem, dickem Papier zu extrem dünnen Blättern. Mitunter wurde – was den Sammler besonders zu faszinieren schien – ein Blatt in Recto- und Verso-Seiten (Vorder- und Rückseiten) gespalten, damit sich doppelseitige Stadtansichten darstel-

28 li. unten), von zwei Koffergurten zusammengehalten, transportiert in einer Sporttasche, begleitet und den Staunenden präsentiert von einem fröhlich-dynamischen, zupackend-neugierigen, jung gebliebenen, gänzlich uneitel wirkenden, aber äußerst eloquent auftretenden Ü-80-Jährigen.

Fast ein Jahr war seit dem Brief vom 29. September 2020 vergangen, in dem Wolf von Lojewski sein „ausgefallenes Anliegen“ vorgetragen hatte, dieses „Kuriosum“ „in der Heimat Schedels und der zentralen Forschungsstätte“ unterzubringen. Es war hier – wen mag es wundern – auf spontane

links: Spiegel des persönlichen Exemplars des Autors Hartmann Schedel (Rar. 287), vollständig konsultierbar in den Digitalen Sammlungen: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb00034024?page=1>



Begeisterung aller an dieser Entscheidung Beteiligten gestoßen, die auch stolz darauf waren, dass der namhafte Schenker die Bayerische Staatsbibliothek „selbstverständlich für meine Blätter wie für mich“ als „Hauptgewinn“ bezeichnete. Sie bietet den Blättern nun die gewünschte Chance zusammenzubleiben. Damit gibt sie eine kulturhistorisch versöhnliche Antwort auf die zwar mit Augenzwinkern, aber nicht ohne Ernsthaftigkeit „reuevoll“ vorgetragenen Selbstzweifel: „Ich bin mir bis heute nicht darüber klar, ob das ein Akt der Bewahrung oder eine Art Mittäterschaft war“.

„Es ist nun einmal die Psychologie des Sammelns: Was wir haben möchten, weckt heißes Verlangen; haben wir es endlich, wendet sich die Leidenschaft schnell dem Nächsten zu.“

Erstes bedrucktes Blatt (Titelblatt) „Registrum huius operis ...“ (aus der Schenkung von Lojewski), unten links. Quelle: ASKU-Press

Die Bibliothek dokumentiert mit und dank dieser Schenkung eine besondere, nicht nur für das Nachleben der Schedel'schen Weltchronik durchaus typische Überlieferungssituation. Für Bibliothekare, zumal solche, die im Rahmen der nationalen Sammlung Deutscher Drucke Inkunabeln und Drucke des 16. Jahrhunderts erwerben, sind Einzelblätter genauso ein Ärgernis wie Drucke mit

fehlenden Blättern. Mit Schauern erinnern wir uns an die „Schnittlinge“ im 19. Jahrhundert, als unsere Vorfahren zusammengebundene Konvolute in ihre Einzelteile zerlegten und diese zum Teil neu aufstellten, zum Teil als Dubletten veräußerten. Das Heraustrennen von Illustrationen aus Drucken gilt nicht nur als „Fleddern“; solche ‚Büchermarder‘ sind meist des Diebstahls zu verdächtigen, auf jeden Fall der Zerstörung von Kulturgut. Für eine Erwerbung durch die Bayerische Staatsbibliothek kommen solche Teile in der Regel a priori nicht in Frage.

Da war es nur wohlthuend, dass und wie der Schenkende diese Zerrissenheit zwischen dem Faszinosum des Kostbar-Besonderen der Schedel'schen Weltchronik, dem Sammlerlehrgeiz, der auf Vervollständigung strebt, und dem Gefühl, das Zerstören zu fördern, teilt. Die Dynamik dieses Spannungsverhältnisses kennt auch die bibliothekarische Arbeit. Einzelblätter in ihren verschiedenen Erhaltungsformen haben ihre besonderen

Herausforderungen und damit Reize! Die Katalogisierung von Fragmenten z. B. war vor Internetzeiten nur erfahrenen Spezialisten möglich. Sie faszinieren auf und in Buchebänden, als beigegebundene Einheiten, als aus Kontexten herausgetrennte und zu virtuellen Einheiten neu zusammenfügbare Kulturobjekte, erlauben, vielfältige Überlieferungswege und -geschichten zu rekonstruieren. Aber man muss nicht nur ein mittelalterliche Codices und frühe Einblattdrucke denken. Auch neuzeitliche Stammbücher, Poesiealben, Gästebücher, vielfältige Materialien in Nach- und Vorlässen ziehen heute als Einzelblätter und als Sammlung besonderes Interesse auf sich.

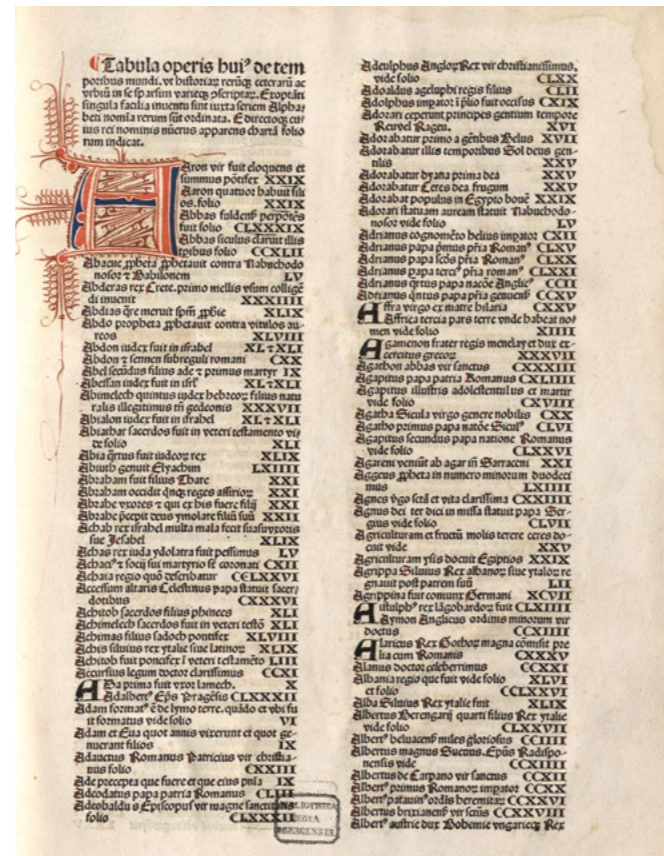
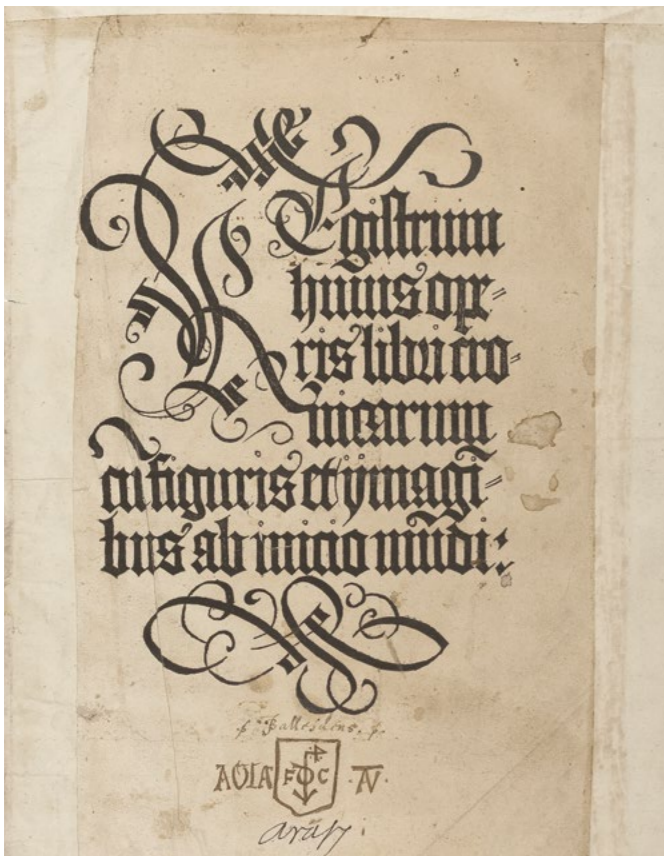
„Die Schedel-Chronik ist eines der ganz wenigen Bücher – vielleicht sogar das einzige –, die sich überhaupt Blatt um Blatt sammeln lassen.“

Zu dem Spezifischen eines solchen Geschenks gehören Person und Namhaftigkeit des Sammlers und sein persönlicher Sammler-Impetus wesentlich dazu. Als Sammler oder Bibliophiler war bzw. wurde Wolf von Lojewski den Akteuren der Antiquariatsbranche bekannt. Sie ermöglichten ihm, den vor 40 Jahren in einem Londoner Antiquariat

durch eine Zufallsbegegnung ausgelösten Erstkauf eines Blatts der Schedel'schen Weltchronik, die er als „geheimnisvoller Schatz aus dem Brunnen der Geschichte“, als „Buch aller Bücher“ charakterisiert, sukzessive um weitere Blätter zu vervollständigen. Seine „übermütige Idee“: „Warum nicht wenigstens streuten Blättern wieder ein ganzes Buch zusammenzutragen?“, konnte er vollenden. Zu dem Charme des Sammlers gehört die nicht nur von Dritten feststellbare Ähnlichkeit zu Schedel, der ihm selbst manchmal „wie ein Kollege

vorkam“: „Nicht nur Sammler, sondern auch Journalist. Er hatte eine große Bibliothek geerbt und geradezu fanatisch alles Gedruckte und Geschriebene hinzugekauft, um Ordnung in ein gewaltiges Thema zu bringen: Die Welt – einfach alles, was man von ihr wusste, glaubte oder auch nur vermutete.“ Diese Sammlung Wolf von Lojewskis konnten wir am 15. September sozusagen neben das Handexemplar Hartmann Schedels (mit der

Die Erschaffung der Welt, Fol. II (recto), unten links  
Die Arche Noah – ein für Sammler und Bibliotheken wichtiges Motiv, Fol. XI (recto), rechts  
Beide aus Rar. 287.





Lektürehinweis: Die Zerstörung eines anderen wertvollen Buches – keine Schedel-Chronik sondern ein Belial – war das Thema des Romans von Wolf von Lojewski: *Noahs Club*, 1989 Hoffmann & Campe, und 2004 bei Fischer als Taschenbuch.

v.l.n.r.: Die Stellvertretende Generaldirektorin Dr. Dorothea Sommer, Wolf von Lojewski und Dr. Claudia Fabian, Abteilungsleiterin Handschriften und Alte Drucke

Signatur Rar. 287, vgl. S. 26) stellen, in dem Schenker und Beschenkte unter den Blicken gewichtiger Ahnherren der Abteilung Handschriften und Alte Drucke und bedeutender Bibliothekare und Sammler (Johann Andreas Schmeller und Andreas Felix von Oefele) fasziniert, aber auch vergnügt blättern. Wir betrachteten das berühmte Schedel'sche Wappen, die kunstvoll-sorgfältige Kolorierung und die Herrn von Lojewski auch von einigen seiner Blätter her bekannte Rubrizierung. Die einheitliche Gestaltung dieses Exemplars ist natürlich ganz anders als die in seiner Sammlung gespiegelte Vielfalt. „Zugegeben, es ist verrückt“ – so beginnt der Text des Katalogs mit dem Titel *Verstreute Blätter – Scattered Leaves*, der 2020 anlässlich der Corona-bedingt ausgefallenen Frankfurter Buchmesse diese Sammlung bekannt machte (ASKU-Press). Wie ‚verrückt‘, das merken wir auch, wenn wir das Geschenk mit einer Signatur in unseren Bestand und seine Logik einordnen möchten. Als Teil der Inkunabelsammlung werden die Blätter natürlich (nach eingehender Prüfung) der Ausgabe zugeordnet und erhalten wie in diesem Inkunabelfach üblich eine Signatur in der chronologischen Ordnung. Für das Jahr 1493 ist das „2 Inc.c.a. 2920“ gefolgt von einem Exponenten – wir haben uns für „L“ als dezenten Hinweis auf den Schenker entschieden. Nachgedacht haben wir auch über eine Aufstellung im Fach „Rar.“ – vielleicht sogar direkt neben Schedels Handexemplar – doch wird dieses Fach heute nicht mehr fortgeführt. Würdigt man die Sammlung als

solche, kann man über die Verwendung des Namens des Bestandsbildners nachdenken, *Don.Lojewski* (= Donatio von Lojewski) oder *Slg.Lojewski* (= Sammlung von Lojewski) würden durchaus zu in der BSB vergebenen Fachbezeichnungen passen, die jedoch so nicht für ein einzelnes Buch verwendet werden. Die für Einzelblätter von Drucken verwendeten Fachbezeichnungen passen alle nicht: Es sind eben keine Einblattdrucke, keine Plakate, keine Einzelbilder. Auch mit der jetzt gefundenen Lösung, 2 Inc.c.a. 2920 L, können (und müssen) die Einzelblätter einzeln bzw. in ihrer noch zu analysierenden Zusammengehörigkeit mit ihren Exemplarspezifika und ihrer Provenienz verzeichnet werden, da sie ja aus vielen verschiedenen Exemplaren stammen. Zur vollständigen Dokumentation dieser Sammelleidenschaft und der besonderen Rezeptionsgeschichte dieses vor über 500 Jahren gedruckten Buchs in den vergangenen Jahrzehnten gehören also auch all jene Unterlagen, die die verschiedenen Ankäufe weltweit vorbereitet und begleitet haben. Vielleicht wird die bereits reich beschenkte Abteilung Handschriften und Alte Drucke von dem großzügigen und reflektierten Spender hier weiteres erfahren, ja sogar erhalten können.

Zum Schluss sei noch einmal der Wert dieser Schenkung betont: Wolf von Lojewski weiß, dass der „besondere buch künstlerische Reiz“ und daraus resultierende monetäre Wert des Buchs auch den „Keim der Zerstörung“ legten, „diese verrückte Art der Bibliophilie hat einen Reiz, der nicht in Geld zu messen ist“ und spricht von einem „heillos überkauften Abenteuer“. Auch für diesen Wert, der das Grundstockvermögen des Freistaats Bayern vermehrt, danken die großzügig Beschenkten.



## VON DEN FREUDEN DES SAMMELNS

Von Wolf von Lojewski

*Wolf von Lojewski, geb. 1937, Journalist im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, war Moderator der Tagesthemen (ARD) und des heute-journals (ZDF).*

Es sind nicht immer die interessanten Texte oder die schönsten Illustrationen eines berühmten Buches, die den Sammler frustrieren können. Mittelalterliche Holzschnitte mögen teuer sein, aber im Zeitalter des Internet gibt es immer irgendwo auf der Welt ein Angebot. Man muss nur Glück haben oder Geduld, auf eine günstige Gelegenheit zu warten. Problematisch sind die schlichten Blätter, aus denen der Sammler sich eigentlich nichts macht, denen er nur deshalb nachjagt, damit seine Serie komplett wird. Die *Schedel'sche Weltchronik* – lateinische Ausgabe – beginnt sehr eintönig

mit 20 Blättern Sachverzeichnis, mit einem Meer von Namen, alphabetisch geordnet, damit der Leser auf den übrigen 306 Blättern (also 612 großen Seiten) die biblischen wie weltlichen Ereignisse schneller findet (Abb. s. S. 28, 2. v. li.). Mit dem Register selbst ist kein Geschäft zu machen, Restauratoren kaufen das alte Papier, um Einbände zu reparieren.

Doch Welch ein Triumph, ich habe sie! Sogar alle aus demselben Exemplar, sozusagen 20 auf einen Streich! Es klingt nach großem Fang, und dennoch war es eine Reise auf komplizierten Umwegen. Ich weiß nicht mehr, wann es war, dass der Gedanke reifte, aus einzelnen Blättern wieder ein ganzes Buch zusammenzutragen. Ich weiß nur, dass das ehrgeizige Projekt daran zu scheitern drohte, an solch ein Inhaltsverzeichnis zu kommen, der Markt war leer. Gefühlte zehn Jahre gab es kein einziges Blatt auf den Auktionen oder im Internet. Nur den markanten Holzschnitt mit Ranken und klotziger Textura, der aussieht wie ein Titelblatt der Chronik aber nur der Titel des Registers ist. Der geforderte Preis war hoch, jedes Verhandeln wäre aussichtslos gewesen. Das preisgünstigste ‚Titelblatt‘ hatte eine freundliche Händlerin aus Sachsen ins Netz gestellt, sie schickte es mir zur Ansicht. Es war ein etwas trauriges Fragment, die Schrift und der Rankenschmuck eng und randlos aus einem zerfransten Original geschnitten und wie ein brauner Klecks auf strahlend weißes Papier geklebt (Abb. s. S. 28, 1. v. li.). Ich habe es gekauft, es gab ja keine Alternativen. Wieder vergingen ein paar Jahre, da tauchte in einem Antiquariat in Nürnberg ein einzelnes Register-Blatt auf – sozusagen dessen Blatt 2 – mit hübscher roter Lombarde ‚A‘, am rechten Rand etwas knapp beschnitten. Zu meinem ärmlichen ‚Titel‘ wollte es nicht recht passen, dazu war es zu schön, aber



inzwischen hatte ich jede Hoffnung aufgegeben, einen optisch auch nur halbwegs harmonischen Buchanfang zusammenzutragen.

Aber nun nahm der Zufall Fahrt auf. Nur Monate später bot ein Münchner Antiquariat gleich 16 solcher Register-Blätter an – jeder neue Buchstabe des Alphabets mit ähnlicher roter Initiale, alle rechts etwas knapp beschnitten. Blatt A war nicht dabei, das hatte ich also schon, es war eindeutig, dass all diese Blätter aus demselben zerstörten Buch stammen mussten. Das sogenannte Titelblatt in ähnlicher Kolorierung fehlte natürlich. Wäre es dabei gewesen, es hätte den Preis ins Unerschwingliche getrieben. Jetzt fehlten mir nur noch zwei Blätter aus diesem Konvolut, die irgendwo in der Welt einsam herumschwimmen mussten. Ich wartete mit der Geduld eines Anglers, dann waren auch sie im Netz. Das Thema Register war erledigt. Doch dann geschah etwas Verblüffendes. Eines Tages und schon recht nahe am Ziel – es fehlten mir nur noch etwa 20 Blätter an einer kompletten Chronik – klickte ich nach einer Auktion in Königstein die unverkauften Lose durch, die Suchmaschine mal auf Thomas Mann, mal auf Heine, Goethe oder Schedel eingestellt, aber die kluge Maschine musste mich wohl falsch verstanden haben, denn sie führte mich zu zwei einsamen Titelblättern

von Bibeln aus dem 17. Jahrhundert. Und als Zugabe, wohl nach Ansicht der Experten nicht würdig, als Einzel-Los in den Katalog gestellt zu werden: "Schedel, lateinische Ausgabe, 1493, 20 Blatt Register". Behutsam legte man mir die beiden Bibelseiten vor, achtlos daneben lag ein Stapel leicht gebräunter Blätter. Ich zählte sie durch, die Lage war komplett! Sogar das Titelblatt war dabei – an den Rändern mit schmalen Papierstreifen restauriert und wieder auf das gemeinsame Format gebracht, aber fest und erheblich ansehnlicher als mein ärmlicher Titel, ein kleines Wappen, ein geheimnisvoller Namensbeitrag, genau das, wonach ich jahrzehntelang ergebnislos gesucht hatte! Die beiden Bibelblätter ließ ich als Geschenk im Auktionshaus. Irgendwer würde schon seine Freude an ihnen haben.

Nun besaß ich plötzlich zwei Register und musste nicht lange überlegen, welches ich wohl behalten sollte. Die 19 wunderbar kolorierten Blätter habe ich an einen Sammler mit ähnlich verwegenem Sammelziel weitergereicht. Sie waren einfach zu schön für meine Chronik aus ‚verstreuten Blättern‘. Der Preis, den ich ihm nannte, war eher symbolisch. Dafür hat mir ihr neuer Besitzer versprochen, diese Blätter nicht wieder einzeln auf die Reise schicken.

Insgesamt sind es also mehr als die 326 Blätter gewesen, die durch meine Hände gingen. Und so stolz ich auch bin, ein 500 Jahre altes Buch neu zusammengestellt zu haben, so traurig ist der Gedanke, wie viele dieser wertvollen Bücher wohl zerstört worden sind, dass so etwas möglich ist.

Stadtansicht von Nürnberg aus der Schenkung Lojewski  
Abb.: ASKU-Press



# KÖNIGLICHE ABSICHTEN AUF DIE AUSBREITUNG DER KRÄUTERKENNTNIß GERICHTET

DIE ICONES FLORAE DANICAE

Auf allerhöchsten Befehl sollte im ganzen dänischen Königreich für jeden Interessierten umfassendes botanisches Wissen zugänglich gemacht werden, indem ein königlich-botanisches Institut gegründet und eine Flora des dänischen Hoheitsgebietes herausgegeben werden sollte. Am Ende wurde es eine in ihrer Art einmalige, in den Sprachen Dänisch, Deutsch und Latein erschienene Regionalflora, bestehend aus 51 Faszikeln in 17 Bänden mit 3.240 Kupferplatten, die sieben Herausgeber erlebte, und deren Erscheinungszeitraum sich über rund 125 Jahre erstreckte.

In der Vorankündigung vom 1. Mai 1761 heisst es: „Die Hauptabsicht Seiner Majestät bei diesem Werke ist Landesväterlich, und auf die Ausbreitung der Kenntniß von den einheimischen Gewächsen unter Dero Unterthanen gerichtet. Diese Ausbreitung der Kräuterkenntniß unter den Landes-Einwohnern wird gesucht, weil die Botanik

nicht gemeinnützig werden kann, so lange sie nur eine Wissenschaft einiger weniger Botanisten ist. [...] Allein die Flora Danica ist kein Privatunternehmen, die Ausfertigung derselben ist in die Verfassung der königl. Botanischen Anstalt als ein Teil derselben eingeflochten, und die Ausarbeitung, und nach der Zeit die beständige Vermehrung und Verbesserung dieses Werkes jedem Professor an dem königlichen botanischen Garten zu Amtspflicht gemacht.“

Der Verfasser und maßgebliche Architekt des Vorhabens, der Botaniker Georg Christian Oeder (1728–1791), stand seit 1754 als Professor für Botanik dem zwei Jahre zuvor vom dänischen König Frederik V. gegründeten Kongelige Botaniske Institut in Amalienborg bei Kopenhagen vor. Zum Institut gehörte ein botanischer Garten und eine Bibliothek, die in erster Linie interessierten Laien offenstanden und deren Ziel die Verbreitung botanischer Kenntnisse über die Grenzen der

Dr. Katrin Böhme ist Referentin in der Abteilung Handschriften und Historische Drucke der Staatsbibliothek zu Berlin

oben: Die Flora Danica besteht aus verschiedenen Einzelpublikationen.  
Foto: SBB-PK / Carola Seifert

Universität hinaus war. Als Grundlage dafür sollte eine umfassende Flora, also eine Zusammenstellung sämtlicher Pflanzenarten eines definierten Gebietes, geschaffen werden. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schloss dies die Königreiche Dänemark und Norwegen einschließlich Island, die Herzogtümer Schleswig und Holstein sowie die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ein.

Zur Ausarbeitung waren somit ausgedehnte Reisen erforderlich, um die Vielfalt der vorhandenen Pflanzen zu erfassen und in Abbildungen festzuhalten. Oeder als erster der sieben Herausgeber begab sich zusammen mit dem aus Nürnberg stammenden Illustrator Martin Rößler (1727–1782) von 1756 an nach Norwegen, um während eines mehrjährigen Aufenthaltes die Pflanzen der Region zu katalogisieren. Aus einem ausführlichen Bericht Oeders vom Frühjahr 1760 wird deutlich, dass allein die Sommermonate dem Sammeln und Skizzieren der Pflanzen dienten. Der ausgedehnte nordische Winter wurde von Rößler zur Anfertigung der Pflanzengemälde genutzt, die er auf der Grundlage seiner Skizzen zu Farbe und Aussehen ausfertigte. Fertige Pflanzenbilder wurden dann per Post nach Kopenhagen gesendet, wo sie von dem Kupferstecher Michael Rößler (1705–1777), seinem Vater, auf die Druckplatten übertragen wurden. Im Laufe des Erscheinens waren insgesamt zwölf Zeichner und acht Kupferstecher an der Herstellung der Tafeln beteiligt.

Die Abbildungen waren laut Oeder ein wesentliches Hilfsmittel zum leichteren Kennenlernen der Arten. Großen Wert legte er daher auf die korrekte Darstellung aller Pflanzenmerkmale, die einheitlichen Richtlinien folgte, sowie die äußerst akkurate Umsetzung im Kupferstich. Der Nutzen der

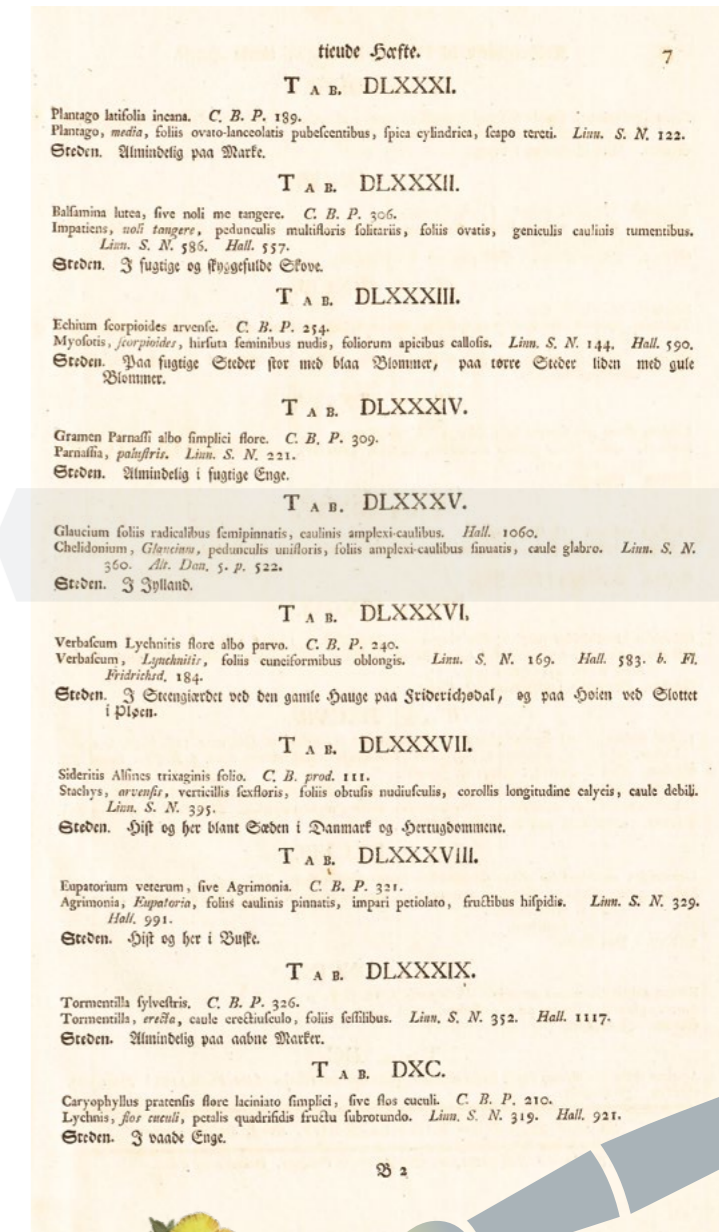
Flora Danica bestand unter anderem darin, dass eine Vollständigkeit sämtlicher bekannter Arten der Region angestrebt und jede Pflanzenart nur einmal abgebildet wurde. Mit diesen Ansprüchen war sie Vorbild für weitere Florenprojekte, wie zum Beispiel die *Flora Austriaca* (1773–1778) von Nikolaus Joseph von Jacquin oder die *Flora Rossica* (1784–1831) von Peter Simon Pallas.

Die Reihenfolge der publizierten Kupferplatten, die ungebunden in Faszikeln erschienen, folgte keinem botanischen System, sondern war durch den Zeitpunkt der Fertigstellung der jeweiligen Tafeln bestimmt. So konnte die Bildsammlung auch als Herbarium verstanden werden, dessen Anordnung jeder Besitzer selbst festlegte. Die Bezeichnung der Tafeln beschränkte sich auf den Kurztitel des Gesamtwerkes und die Tafelnummer. Die Benennung der Pflanzenarten, die auf separaten Seiten abgedruckt wurden, entsprach nicht der etablierten Manier, den aktuell gültigen Artnamen als erstes zu nennen. Zum Zeitpunkt des Erscheinens der Flora Danica wären das in der Regel die binominalen lateinischen Namen gewesen. Die binäre Nomenklatur, wonach sich die wissenschaftlichen Pflanzennamen aus der Gattungsbezeichnung und einem Art-Epitheton zusammensetzen, hatte Carl von Linné 1753 mit seinem Werk *Species plantarum* eingeführt. Binnen weniger Jahre wurde es von den meisten Botanikern in Europa übernommen. Nicht so von Oeder, der den Auffassungen Linnés hinsichtlich seines Artkonzeptes skeptisch gegenüberstand. Er bestimmte für die Flora Danica, dass die Synonyme in chronologischer Reihenfolge angegeben werden sollten, so dass die älteste bekannte Bezeichnung diese kleine Liste anführte. Erst mit Erscheinen des Faszikels 24 im Jahr 1810 wurde diese aus der Zeit gefallene Tradition abgeschafft, fortan der gültige

Artnamen in der Auflistung der Synonyme als erster genannt und damit den in der Botanik längst anerkannten Regeln entsprochen.

Die Flora Danica besteht nicht allein aus den Abbildungen enthaltenen Publikationsteil. Als nationales Florenprojekt konzipiert, publizierte Oeder begleitende Titel, die eine umfassende Beschäftigung mit Botanik erlaubten. Dazu zählen erstens ein Lehrbuch

als Einführung in die Botanik, zweitens ein mehrsprachiges Wörterbuch der Artnamen, und drittens eine Aufzählung der in der Flora Danica enthaltenen Pflanzenarten. Eine das vollständige Abbildungswerk der *Icones Florae Danicae* abschließende Aufzählung, die sogenannte *Enumeratio plantarum*, wurde durch den letzten Herausgeber Johan Lange im Jahr 1887 publiziert, und damit das Projekt insgesamt beendet.



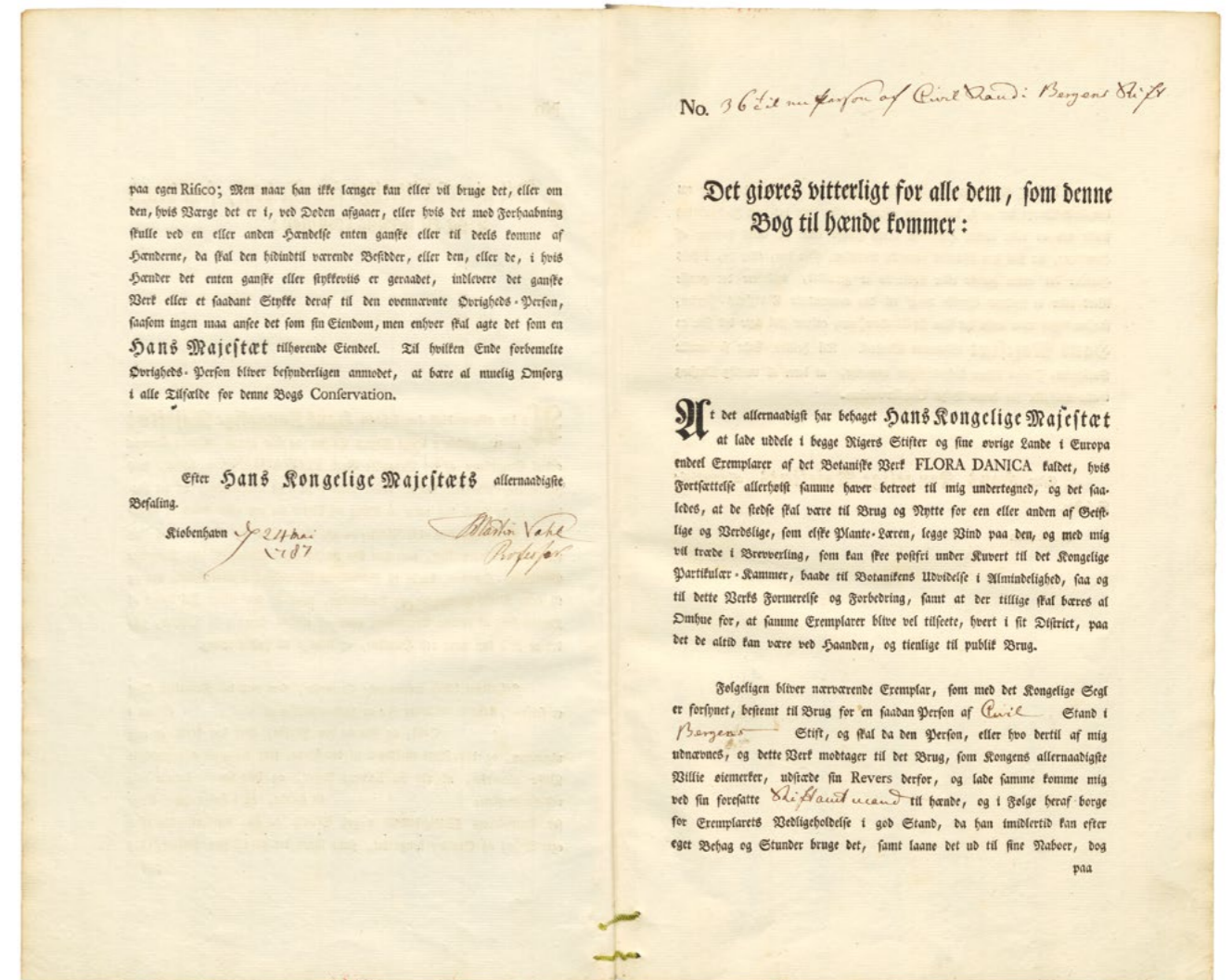
Ihre außerordentliche Berühmtheit verdankt die Flora Danica in erster Linie dem gleichnamigen Porzellan-service, das in der königlich-dänischen Porzellanmanufaktur in Kopenhagen von 1790 bis 1802 entstand, und dessen Motive die Pflanzendarstellungen

aus den Icones in großer Detailtreue wiedergeben. Zudem ist jedes Stück des Service mit dem lateinischen (Linnéschen) Artnamen und der Tafelnummer gekennzeichnet, so dass ein direkter Bezug zum Druckwerk hergestellt werden kann. Das Service, ur-

sprünglich als Geschenk an die russische Zarin Katharina II. gedacht, besteht aus rund 2.000 Teilen, die sich heute im Schloß Amalienborg befinden.

Bei den jüngst erworbenen Icones Florae Danicae handelt es sich um die dänische Ausgabe, die parallel zur deutschen und lateinischen erschien (Signatur: 50 MC 1271 : R). Sie ersetzt das ursprünglich vorhandene deutschsprachige Exemplar, das leider zu unseren Kriegsverlusten zählt (Signatur: 2° Ly 17660 : R). Ein wesentlicher Unterschied besteht nicht nur in der Sprache, sondern

auch in der Ausstattung. Die Tafeln des neu erworbenen, in charakteristischen Einbänden der jeweiligen Zeit gebundenen Gesamtwerkes sind (leider) nicht koloriert, beeindrucken aber dennoch durch ihre außergewöhnliche Qualität. Zudem finden sich in einzelnen Faszikeln noch die Widmungsblätter mit handschriftlichen Eintragungen des jeweiligen Herausgebers und das „königliche Partikulier Kammeriegel“ als eindrücklicher Beleg für die „landesväterlichen Absichten“ des dänischen Königshauses, das Werk zu einer „königlichen Flora“ werden zu lassen.



Die gedruckte Widmung aus Heft 6 mit handschriftlichen Ergänzungen. Das Siegel wird durch die grünen Bänder gehalten.

Abbildung links, Quelle:  
<https://www.kongernessamling.dk/de/rosenborg/object/flora-danica-porzelaen>



# DIGITALISIERTE EGO-DOKUMENTE ZU UND AUS DEM ÖSTLICHEN EUROPA

EIN TEILPROJEKT DES FID OST-, OSTMITTEL- UND SÜDOSTEUROPA

Dr. Katarzyna Adamczak ist Mitarbeiterin in der Osteuropa-abteilung der Bayerischen Staatsbibliothek

Seit dem Förderbeginn durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft im Jahr 2016 verfolgt der Fachinformationsdienst (FID) Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa an der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) München das Ziel, das elektronische Publizieren von wissenschaftlich relevanten Materialien mit Bezug zum östlichen und südöstlichen Europa voranzutreiben. Vor diesem Hintergrund wurde die Digitalisierung von bislang unveröffentlichten und in Deutschland aufbewahrten Ego-Dokumenten – Texten, Bildern oder aber Filmaufnahmen, die Auskunft über die Selbstwahrnehmung und Darstellung historischer Subjekte in ihrem Umfeld geben – angegangen.

In einem Pilotprojekt wurden in der **ersten Förderphase des FID (2016–2018)** ausge-

wählte Ego-Dokumente aus dem Archiv der Forschungsstelle Osteuropa (FSO) an der Universität Bremen digitalisiert und im Open Access zunächst über das Forschungsportal zu Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa *osmikon* bereitgestellt, [www.osmikon.de](http://www.osmikon.de). Diese Ego-Dokumente sind aufgrund ihrer unterschiedlichen Autoren interessant. Unter ihnen befinden sich berühmte Dissidenten, wie der russische Germanist und Schriftsteller Lev Kopelev (1912–1997), der tschechische Fotograf Ivan Kyncl (1953–2004) oder der ebenfalls aus Tschechien stammende Künstler Karel Trinkewitz (1931–2014). Die Bittbriefe deutschstämmiger Sowjetbürger an das deutsche Konsulat in Kiev aus den 1930er-Jahren oder der Taschenkalender des Soldaten Karl-Hermann Döring aus den Jahren 1937–1943 hingegen geben Auskunft



Ivan Kyncl: spielende Kinder in Prag, 1975  
Quelle: Ivan Kyncl / FSO Bremen



Martin Winkler: Standbild aus dem Film *Moskau, Leningrad, 1924–1934?*  
Quelle: BSB München (CC BY-NC-SA 4.0)



Martin Winkler: Standbild aus dem Film *[Jugoslawien]. Seereise, 1937*  
Quelle: BSB München (CC BY-NC-SA 4.0)



Nachlass der Familie Rammelmeyer: Familie Rammelmeyer, Moskau 1895  
Quelle: BSB München (CC BY-NC-SA 4.0)

über in historischen Schriftquellen sonst wenig vertretene (Berufs-)Gruppen, wie etwa Bauern, Arbeiter, Handwerker oder Soldaten. Damit helfen sie, Erfahrungszusammenhänge und Lebenswelten jener Gesellschaftsschichten zu rekonstruieren, die in autobiographischen Texten von herausragenden historischen Persönlichkeiten kaum oder nur ungenügend beleuchtet wurden.

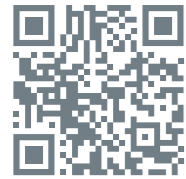
Ebenfalls in der Pilotphase erfolgte die Digitalisierung des Nachlasses des Osteuropahistorikers Martin Winkler (1893–1982), der der BSB vermacht wurde. Dabei gehören Winklers Filme mit beeindruckenden historischen Aufnahmen aus der Sowjetunion, Jugoslawien und Griechenland der 1920er- und 1930er-Jahre zu den frühesten bekannten der Gattung und somit zweifellos zu den bedeutendsten Teilen dieses Bestandes.

In der **zweiten Förderphase des FID (2019–2021)** wurde der bis dahin nur wissenschaftlichen Institutionen zur Verfügung stehende Publikationsdienst von Ego-Dokumenten auf Privatpersonen erweitert. So konnte der Nachlass der Familie Rammelmeyer, verwaltet durch Dr. Matthias Rammelmeyer, digitalisiert werden. Im Mittelpunkt des Nachlasses stehen Ego-Dokumente von Elsa

Winokurow geb. Rammelmeyer (1883–1983) – Tochter einer deutschen Kaufmannsfamilie aus Moskau. Winokurow, eine der ersten Medizinstudentinnen und praktizierenden Ärztinnen (Sowjet-)Russlands, reiste 1921 nach Deutschland aus, wo sie sich erfolgreich beruflich etablieren konnte. Der umfangreiche und von der Materialart her heterogene Nachlass – er besteht u. a. aus Winokurows Erinnerungen, Fotografien sowie zahlreichen Lebensdokumenten – gewährt einerseits Einblicke in das Leben einer selbstbestimmten Frau um die Jahrhundertwende. Andererseits beleuchtet er die Situation der deutschen Minderheit im Russischen Zarenreich und während der Krisenjahre, gekennzeichnet durch Weltkrieg, Oktoberrevolution und anschließenden Bürgerkrieg.

Ebenfalls in der zweiten Förderphase wurden Ego-Dokumente aus dem Bestand des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) an der LMU München digitalisiert. Diese enthalten ausgewählte Selbstzeugnisse aus Nachlässen des Pädagogen Josef Franz Capesius (1835–1918) und seines Sohnes Bernhard (1889–1981), ein mit dem siebenbürgischen Hermannstadt (Sibiu) verbundener Germanist, Gymnasiallehrer und Schriftsteller.

**PLATTFORM ‚EGO-DOKUMENTE UND NACHLÄSSE ZU UND AUS OST-, OSTMITTEL- UND SÜDOSTEUROPA‘**



Helmuth Schröder:  
Fotoalbum aus den  
Jahren 1914–1920:  
Kriegsgefangenschaft  
im Lager Krasnaja  
rečka (links) und *Mein  
Tagebuch 1914–1920  
als Kriegsgefangener  
in Russland* (rechts)  
Quelle: FSO Bremen

Alle bislang vom FID digitalisierten Materialien sind nun über eine neue Plattform abrufbar, die in *osmikon* bereitgestellt wurde, <https://ego-dokumente.osmikon.de>. Die Plattform bietet spezialisierte Ansichtsoptionen bzw. Viewer für die Betrachtung unterschiedlicher Dokumententypen. Um Nutzerinnen und Nutzern ein möglichst komfortables Durchblättern von Kalendern oder Tagebüchern zu ermöglichen, stellt der Kalender-Viewer eine nach Jahr und Monat navigierbare Ansicht der Digitalisate bereit. Für Fotoalben wurde ein kombinierter Viewer erstellt, welcher die Gesamtansicht einer Album-Seite zusammen mit Detailansichten der darauf eingeklebten Fotos bietet. Ein-

zelne Digitalisate wurden mit Permalinks versehen. Die born digital Materialien sind zusätzlich über Digital Object Identifier (DOI) dauerhaft identifizierbar.

Die Vorteile der Digitalisierung liegen auf der Hand: Mit hochauflösenden Scans, die sich durch eine Zoomfunktion vergrößern lassen, können die Dokumente bequem und ortsunabhängig untersucht werden. Mit Blick auf die historische Quellenforschung ist allerdings auch auf einige Tücken der Digitalisierung hinzuweisen. Durch die räumliche Distanz zum Objekt werden kaum Informationen über seinen materiell-physikalischen Zustand vermittelt, der im Falle eines historischen Gegenstands gegebenenfalls zu weiteren Erkenntnissen führt. Um dieser Herausforderung ansatzweise gerecht zu werden, wurden den meisten Digitalisa-

ten Farbkeile beigelegt, welche die Originalfarbe unabhängig vom Ausgabegerät kenntlich machen. Darüber hinaus handelt es sich bei den Ego-Dokumenten aus Institutsbeständen nur um eine kleine Auswahl der dort aufbewahrten Nachlässe – eine durchaus bewusste und pragmatische Entscheidung, um die Bandbreite des jeweiligen Archivs zu präsentieren. Für diese Selektion spielte die Frage nach dem Rechtsstatus eine wichtige Rolle, da es oft erheblichen Aufwand verursacht, die entsprechenden Urheber-, Persönlichkeits- und Verwertungsrechte zu klären.

**EGO-DOKUMENTE IN FORSCHUNG UND LEHRE**

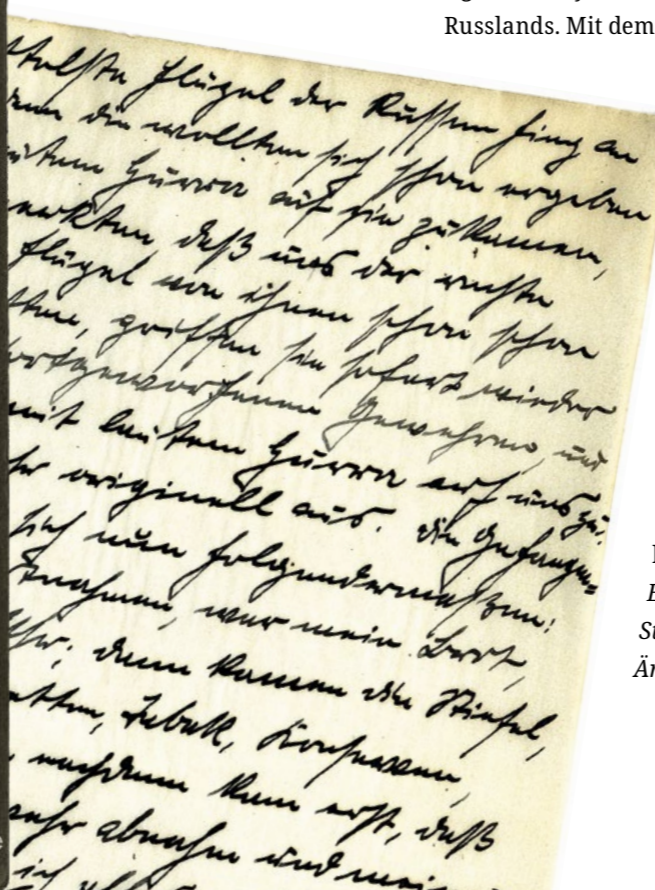
Die Resonanz auf die bisher veröffentlichten Materialien in der Fachcommunity ist groß. So gab es interessierte Rückmeldungen zum Tagebuch und Fotoalbum des Soldaten Helmuth Schröder aus dem Bestand der FSO Bremen, gerade wegen der seltenen Bild-Text-Kombinationen. Sie dokumentieren Schröders Kriegsgefangenschaft 1914–1920 im Lager *Krasnaja rečka* im Fernen Osten

Russlands. Mit dem Nachlass der Familie Rammelmeyer befasste sich im Wintersemester 2020/2021 ein Projektkurs des Elitestudiengangs Osteuropastudien an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München und erstellte daraus eine Online-Ausstellung mit dem Titel *Elsa Winokurow – Studentin, Migrantin, Ärztin. Ein bemerkenswertes Leben um die Jahrhundertwende*.

*wertes Leben um die Jahrhundertwende*, [www.elsa-winokurow-esg.de](http://www.elsa-winokurow-esg.de).

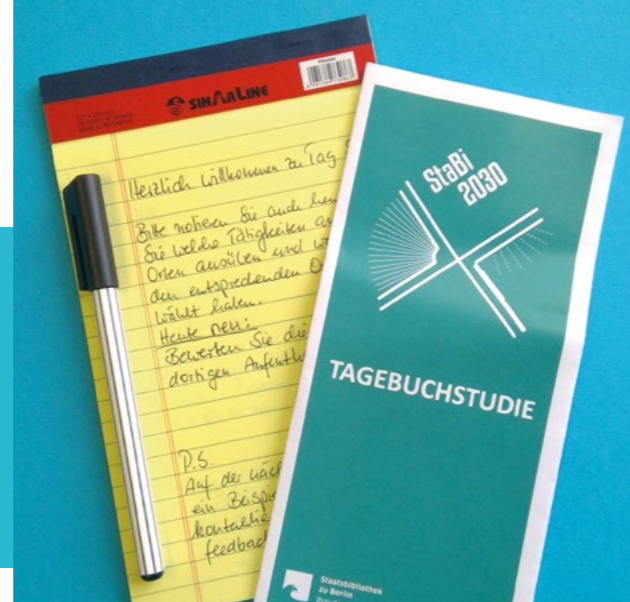
**AUSBLICK**

Das Teilprojekt des FID zum digitalen Publizieren von Ego-Dokumenten wird in der **laufenden Förderphase (2022–2024)** fortgesetzt und sowohl inhaltlich als auch technisch erweitert. Aufbauend auf den entwickelten Workflows sollen in Kooperation mit wissenschaftlichen Einrichtungen und Privatpersonen weitere Ego-Dokumente im Umfang von ca. 5.000 Seiten digitalisiert und bereitgestellt werden. Da inzwischen viele Autorinnen und Autoren Ego-Dokumente in beachtlichem Umfang direkt im Internet veröffentlichen, sollen diese nach noch festzulegenden Kriterien recherchiert und eingeworben werden. Geplant ist zudem eine automatische Texterkennung bei Digitalisaten von handschriftlich – teilweise in nicht-lateinischer Schrift – verfassten Ego-Dokumenten. Zum Einsatz kommt hier die Software *Transkribus*.



Plakat zur Online-Ausstellungseröffnung  
Quelle: LMU München

# LESER·INNEN SCHREIBEN (TAGE)BÜCHER



Romy Hilbrich arbeitet in der Stabsstelle Benutzungsforschung und Statistik und hat gemeinsam mit Barbara Heindl die Tagebuchstudie durchgeführt

Alle Fotos dieses Beitrags: SBB-PK / Romy Hilbrich

Tagebücher sind sehr private Objekte, die Gedanken enthalten, die oft niemandem sonst anvertraut werden. Der heimliche Blick in fremde Tagebücher verspricht zwar spannende Einsichten, gilt aber normalerweise als gravierender Tabubruch. Ausnahmen gibt es, wenn beim Schreiben des Tagebuchs die spätere Veröffentlichung bereits geplant ist, wie beispielsweise im Fall der Tagebücher von Max Frisch. Eine andere interessante Ausnahme sind solche Tagebücher, die für Zwecke der Benutzungsforschung angefertigt werden. In der Benutzungsforschung – zeitgenössisch „User Experience Research“ oder einfach „UX“ - geht es darum herauszufinden, wie Produkte oder Dienstleistungen gestaltet sein müssen, damit sie den Erwartungen, Gewohnheiten und sonstigen Anforderungen der Konsument:innen (User) bestmöglich entsprechen. Auf ihrem Weg von eher bestands- zu stärker publikumsorientierten Einrichtungen engagieren sich Bibliotheken zunehmend auf diesem Gebiet. Auch für die Staatsbibliothek zu Berlin ist die Benutzungsforschung ein wichtiges Instrument, um den Wünschen und Anforderungen des Bibliothekspublikums weiter auf die Spur zu kommen.

Häufig werden hierfür Nutzer:innen einzeln oder in Gruppen, mündlich oder schriftlich nach ihren Erfahrungen mit der Bibliothek befragt. Die so gewonnenen Erkenntnisse

helfen dabei, das Angebot weiter zu verbessern. Die Auskünfte der Befragten sind dabei allerdings nur so präzise, wie es ihr Erinnerungsvermögen zulässt. Wer weiß schon genau, wie oft er oder sie im letzten halben Jahr im Bibliothekskatalog recherchiert hat und dabei auf einen nicht funktionierenden Link zu einer Online-Ressource gestoßen ist? Wer kann am Ende eines Tages in der Bibliothek noch alle Unterbrechungen der eigenen Arbeit und ihre Ursachen detailliert rekonstruieren? In vielen Fällen kann dieser sogenannte ‚Erinnerungsfehler‘ getrost vernachlässigt werden. Manchmal kommt es allerdings darauf an, möglichst präzise Informationen zu gewinnen. Dann ist es günstiger, den Teilnehmenden direkt über die Schulter zu schauen, während sie die einzelnen Bibliotheksdienstleistungen nutzen. Dies führt anerkanntermaßen zu genaueren Daten, beeinflusst allerdings auch Verhalten der Teilnehmenden. Wer sich bei der Recherche im Bibliothekskatalog beobachtet weiß, passt das eigene Suchverhalten an die unterstellten Erwartungen der Beobachter:innen an.

Die Tagebuchmethode, bislang noch eine Exotin in der bibliothekarischen Benutzungsforschung, verspricht, die Vorteile beider Methodenwelten zu verbinden. Hier protokollieren die Bibliotheksnutzer:innen selbst ihre Aktivitäten und Beobachtungen

detailliert mit Zeit- und Ortsangaben in Tagebüchern, die anschließend ausgewertet werden. Durch die regelmäßigen Eintragungen wird der Erinnerungsfehler minimiert, das Verhalten der Teilnehmenden hingegen wird kaum verändert.

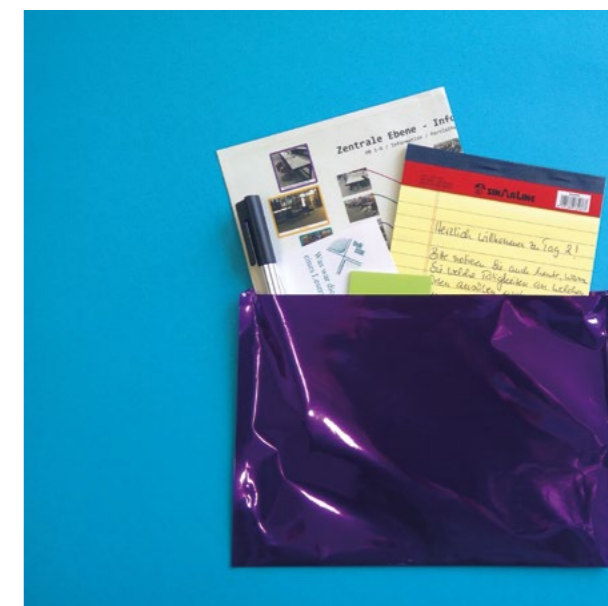
Im Rahmen des Benutzungsforschungsprojekts StaBi2030 hat die Staatsbibliothek zu Berlin die Tagebuchmethode intensiv erprobt und ist ihren Leserinnen und Lesern dabei sehr viel nähergekommen, als es in konventionellen Befragungen möglich gewesen wäre. Neben methodischer Experimentierlust wurde die Tagebuchstudie auch von einem ganz praktischen Impuls angestoßen: Die anstehende Generalinstandsetzung des Hauses Potsdamer Straße und die hierfür laufenden Planungsprozesse waren wichtige Anlässe, um sich ein genaueres Bild von den Nutzungsgewohnheiten und Anforderungen der Besucherinnen und Besucher vor Ort zu machen. Mit welchen Vorhaben kommen sie in die Bibliothek und warum wählen sie hierfür den Standort Potsdamer Straße? Welche Aktivitäten finden während eines Bibliotheksaufenthalts statt und wie lange dauern sie jeweils? Wo in der Bibliothek finden die Aktivitäten jeweils statt und warum gerade dort? Wie gut sind die vorhandenen Bereiche für die jeweiligen Aktivitäten geeignet, für welche Aktivitäten fehlen bislang räumliche Angebote? Die Tagebuchmethode erschien besonders geeignet, um diese und weitere Fragen zu beantworten.

Geschrieben wurden die Tagebücher von 16 Bibliotheksnutzer:innen, die sich freiwillig gemeldet hatten, um jeweils an drei Tagen ihren Bibliotheksaufenthalt zu dokumentieren. Die Gruppe wurde so zusammengestellt, dass sie dem Bibliothekspublikum in wichtigen Aspekten wie Alter, Geschlecht, Fach und Nutzergruppe entsprach. Darüber hinaus

wurde bei der Auswahl der Teilnehmenden größtmögliche Vielfalt hinsichtlich weiterer Aspekte wie Sprache, Vertrautheit mit der Bibliothek, Behinderung und Elternschaft angestrebt.

Der Blick in ein fremdes Tagebuch bleibt allerdings auch unter diesem speziellen methodischen Vorzeichen eine heikle Angelegenheit. Deshalb traf sich das Untersuchungsteam zunächst einzeln mit den Teilnehmenden für ein Vorgespräch. Dabei lernten sich beide Seiten näher kennen, das Forscherinnen-Team konnte sich ein Bild von den individuellen Hintergründen und Nutzungsgewohnheiten machen und außerdem Anlass und Ablauf der Studie erläutern. An jedem Tagebuchtag holten sich die Teilnehmenden dann ein persönliches Überraschungspäckchen an der zentralen Informationstheke im Foyer der Bibliothek ab. Das Päckchen enthielt das vorformatierte Tagebuch und die Kontaktdaten des Erhebungsteams für eventuelle Rückfragen oder Probleme. Dazu kamen außerdem ein Stift, ein Grundriss des Lesesaals zum Markieren der besuchten Bereiche und kleine Überraschungen wie Mini-Post-its, Traubenzucker und Fun-Fact-Kärtchen zur Staatsbibliothek. Glitzernde Umschläge als Verpackung und die kleinen Überraschungen sorgten bei den

Tagebuchpäckchen mit Stift, Tagebuch, Funfact-Kärtchen, Lesesaalplan und Post-its.





Wichtige Erkenntnis aus der Tagebuchstudie (Ausschnitt aus dem Ergebnisplakat)

Teilnehmenden für positive Stimmung und unterstützten den motivierten Start in den Bibliothekstag. Am Ende des jeweiligen Bibliotheksaufenthalts wurden die ausgefüllten Tagebücher wieder an der Information abgegeben.

Zum Abschluss wurden alle Teilnehmenden jeweils zu einem individuellen Abschlussgespräch eingeladen. Hier wurden einzelne Tagebucheinträge ausführlicher besprochen und außerdem Rückmeldungen zur Tagebuchmethode erfragt. Erfreulicherweise fielen diese durchweg positiv aus: Die Teilnahme an der Studie hat den Tagebuchschreiber:innen Spaß gemacht und lenkte sie nicht von ihren eigentlichen Vorhaben ab. Auch das analoge Format wurde befürwortet, da die mediale Trennung zwischen den (zumeist) digitalen Arbeitstexten und dem Papier-Tagebuch als angenehm empfunden wurde und darüber hinaus auch nicht alle ein eigenes Endgerät mit in den Lesesaal bringen.

Nachdem die Datenerhebung in der Tagebuchstudie naturgemäß von den Teilnehmenden selbst erledigt wurde, begann mit der Aufbereitung und -analyse der gewonnenen Informationen der Hauptteil der Arbeit des Benutzungsforschungsteams. Alle relevanten Informationen aus den Tagebüchern und den Vor- und Abschlussgesprächen wurden mit Hilfe von Excel strukturiert erfasst und kategorisiert. 884 Aktivitäten mit den

jeweils zugehörigen Angaben zu Zeitpunkt, Dauer, Ort, Bewertung und Person gingen in die Dokumentation ein. Diese Datengrundlage wurden dann analysiert, um die eingangs erwähnten Fragen zu beantworten. Einige besonders wichtige Erkenntnisse werden im Folgenden vorgestellt, eine ausführliche Zusammenstellung der Ergebnisse kann online eingesehen werden.

[https://blog.sbb.berlin/wp-content/uploads/Tagebuchstudie\\_final.pdf](https://blog.sbb.berlin/wp-content/uploads/Tagebuchstudie_final.pdf)

Als Rückmeldung an die Leser:innen vor Ort wurde außerdem ein Poster mit einer grafischen Aufbereitung der Ergebnisse angefertigt, das im Lesesaal ausgehängt wurde.

Den jeweiligen Bibliotheksaufhalten gingen sorgfältige Planungen und Überlegungen voraus. Gerade diejenigen, denen die Bibliothek vor allem als Arbeitsort dient, hatten Alternativen wie beispielsweise Home-Office, Co-Working-Space oder andere Bibliotheken gegeneinander abgewogen und sich bewusst für den Standort Potsdamer Straße entschieden. Für diesen Standort spricht aus Sicht der Teilnehmenden die **herausragende Architektur des Lesesaals mit viel Tageslicht, weiten Sichtachsen, Pflanzen und den vielen „bekannten Unbekannten“**, wie sie eine Teilnehmerin bezeichnete, die in dieser besonderen Atmosphäre der konzentrierten Stille an ihren Vorhaben arbeiten.

**Ein kompletter Bibliotheksaufenthalt dauerte in der Studie durchschnittlich sieben Stunden**, entsprach also annähernd einem Arbeitstag. Etwa zwei Drittel dieser Zeit verwendeten die Teilnehmenden auf ihre jeweiligen Projekte, beispielsweise das Schreiben eines wissenschaftlichen Textes, die Vorbereitung von Seminarveranstaltungen,



gen, eine ausführliche Literaturrecherche oder die Arbeit an einem Romanmanuskript. Die räumlichen Voraussetzungen der Bibliothek unterstützen in hohem Maße die konzentrierte Einzelarbeit und wurden von den Teilnehmenden sehr positiv bewertet. Unterbrechungen der Konzentration gingen in den meisten Fällen von anderen Leser:innen aus. Die Minimierung potentieller Störungen war entsprechend ein entscheidendes Kriterium bei der Platzwahl zu Beginn des Bibliotheksaufenthalts.

**Die Pausenbereiche der Bibliothek hingegen passten noch nicht zu den Vorstellungen und Aktivitäten der Teilnehmenden.**

Immerhin durchschnittlich eine Stunde des Bibliotheksaufenthalts wurden für kürzere und längere Pausen verwendet, die vor allem für Essen und Trinken, aber auch für Bewegung an frischer Luft, Treffen mit anderen, Ruhen oder auch Schlafen genutzt wurden. Anders als bei der Arbeit an den jeweiligen Vorhaben, die fast ausschließlich im Lesesaal stattfand, verteilten sich die Pausenepisoden auf die gesamte Bibliothek (Lesesaal, Cafeteria, Foyer, WCs) und darüber hinaus. Neben Orten mit geeigneter Möblierung zum Ausruhen und Entspannen wurden auch Bereiche für gemischte Aktivi-

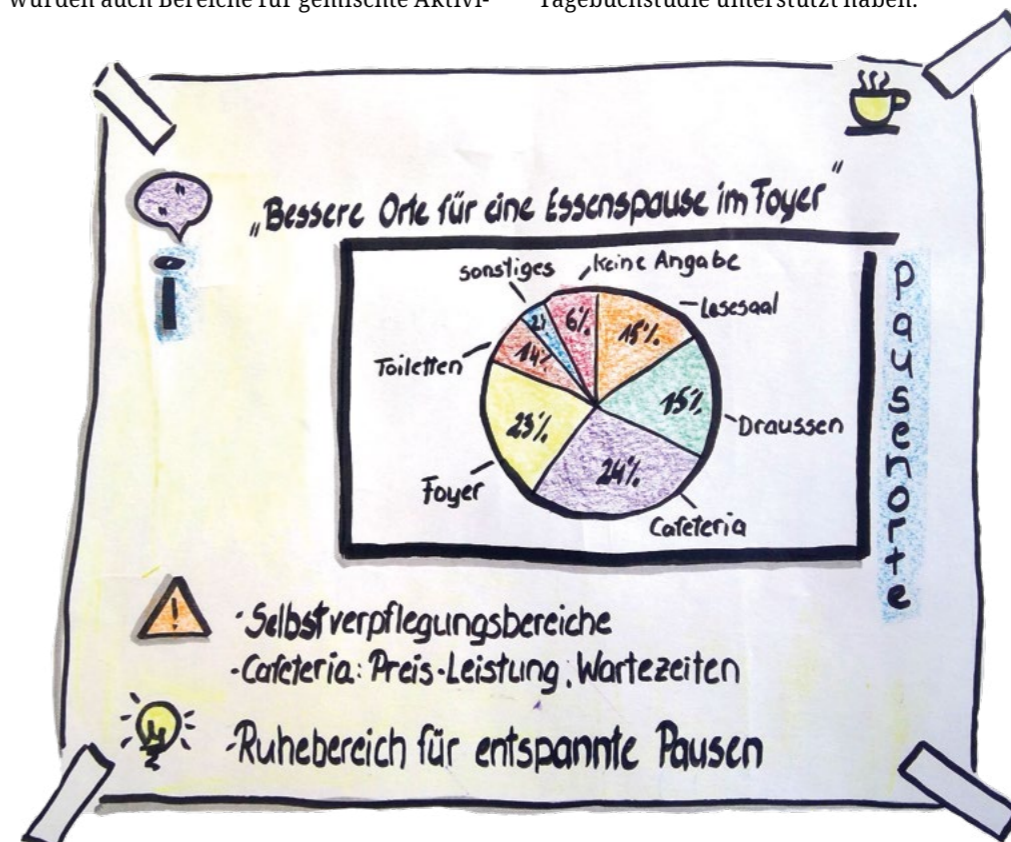
täten gewünscht, in denen informelles und kommunikatives Arbeiten genauso möglich sind wie private Gespräche und der Verzehr mitgebrachter Speisen und Getränke.

Eine weitere wichtige Aktivität, für die es zum Zeitpunkt der Studie noch keinen designierten Ort gab, ist das Telefonieren, das den Besucher:innen ein gewisses Improvisationstalent abverlangte. Deshalb wurden mittlerweile zwei Telefonkabinen aufgestellt, davon eine im Lesesaal und eine im Foyer, die nicht nur zum Telefonieren, sondern auch für die Teilnahme an Videokonferenzen gern genutzt werden.

Neben eher ‚handfesten‘ Befunden zeigte die Tagebuchstudie auch, welche Rollen die Bibliothek im Arbeitsalltag der Leser:innen einnimmt. Neben ihren Kernfunktionen als Literaturversorgerin und Arbeitsort ist die Bibliothek auch als sozialer Ort und als Motivations- und Strukturierungshilfe von essentieller Bedeutung.

Für den aufschlussreiche Blick in ihre Tagebücher sei den Teilnehmenden an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt genauso wie allen Kolleg:innen, die die Durchführung der Tagebuchstudie unterstützt haben.

Erkenntnisse zur Pausengestaltung im Detail (Ausschnitt aus dem Ergebnisplakat)





# EINEN SCHWERTKNAUF! EINEN SCHWERTKNAUF! MEIN 3D-DRUCK FÜR EINEN SCHWERTKNAUF!

SKULPTURERGÄNZUNG MITHILFE VON 3D-DIGITALISIERUNG

**Felix Horn**

ist Leiter des Sachbereichs bavarikon-3D im Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) der Bayerischen Staatsbibliothek

## WAS HAT ALBRECHT V. MIT 3D ZU TUN?

In der Bayerischen Staatsbibliothek steht am oberen Ende der Prachtterre auf der linken Seite in der Seitengalerie die überlebensgroße ungesasste Skulptur von Albrecht V., Herzog von Bayern und Gründer der Münchener Hofbibliothek, später Bayerische Staatsbibliothek. Die Figur aus Marmor zeigt den Herzog aufrecht stehend in prunkvollem Ornat mit umgehängtem Schwert. Der Bildhauer Xaver Schwanthaler (1799–1854) fertigte sie zwischen 1843 und 1846 an. Auch wenn sich die Skulptur insgesamt betrachtet in einem erstklassigen Zustand befindet, so waren die knapp 180 Jahre dann doch nicht spurlos an ihr vorübergegangen.



Dem Schwert, das über seiner linken Hüfte an einem Gurt herabhängt, fehlte bedauerlicherweise seit geraumer Zeit ein Teil der Parierstange. Dieser Schaden fiel Besucherinnen und Besuchern zwar nur bei genauerer Betrachtung auf, war aber nicht ganz



Skulptur Albrechts V., Detail vom Schwert mit Parierstange und fehlender Hälfte



Parierstange am Schwert Albrechts V., durch Fotogrammetrie erstelltes 3D-Modell

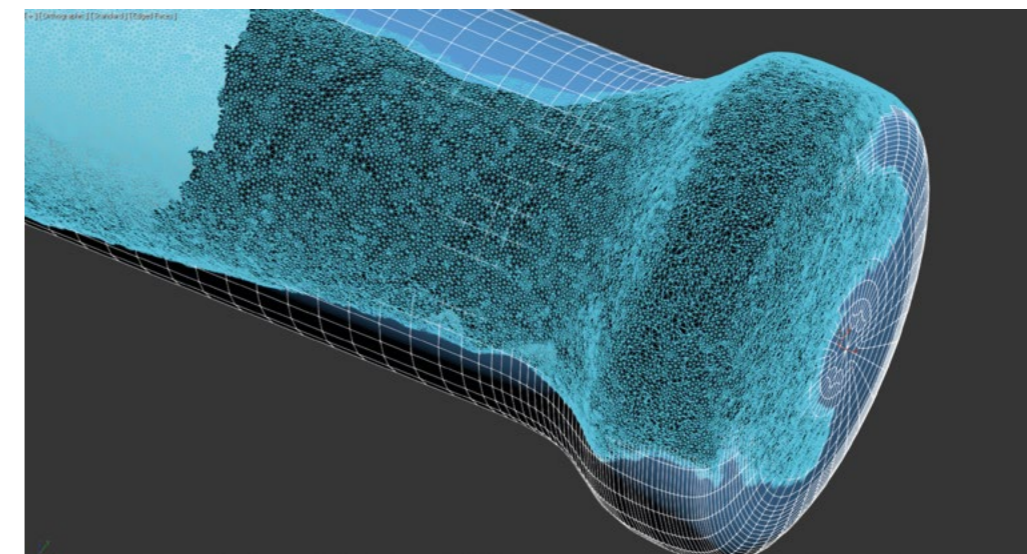
im Einvernehmen mit einer Darstellung von politischer Stärke und Macht des einstigen Herrschers in Bayern. Die Digitalisierungsexperten des Münchener Digitalisierungszentrums (MDZ) der Bayerischen Staatsbibliothek wollten deshalb etwas dagegen unternehmen. Denn glücklicherweise verhinderte der Defekt nicht, die fehlende Form anhand der noch vorhandenen vollständigen anderen Hälfte digital abzunehmen und rekonstruieren zu können. So entstand der Plan, in der 3D-Digitalisierungsstelle des MDZ, dem Gründungsvater der BSB wieder ein vervollständigtes Schwert zur Verfügung zu stellen: Die noch erhaltene Form sollte 3D-gescannt werden, um ein Datenmodell zu erstellen, dessen physisch fehlendes Teil mit einem 3D-Drucker wieder ergänzt würde. Die Montage an der originalen Skulptur würde das Restaurierungsprojekt abschließen.

## KONTAKTLOSE REKONSTRUKTION MITTELS 3D-VERMESSUNG

Waren in der Restaurierung Abformungen, z. B. mit Gips, zur Erstellung von Ergänzungen lange Zeit gängige Praxis, so ergeben sich heute durch berührungslose optische

3D-Messverfahren (3D-Scannen) völlig neue Möglichkeiten in der Rekonstruktion fehlender Teile. Besonders der Wegfall mechanischer Belastung oder der Kontamination mit Fremdstoffen ist ein großer Vorteil der optischen 3D-Vermessung gegenüber der herkömmlichen Methode. Dies gilt auch für die 3D-Modellerstellung durch fotogrammetrische Verfahren, bei denen Fotos die Grundlage für die virtuelle Abformung darstellen.

Um das verloren gegangene Teil des Schwertes zu ersetzen, wurde der noch vorhandene Teil der Parierstange digitalisiert und dann an der Symmetrieachse des Schwertes gespiegelt. Bei ähnlichen oder symmetrischen Teilen einer Skulptur, wie z. B. dem Gesicht oder einer Hand, lassen sich auf diese Weise fehlende Bereiche verhältnismäßig einfach ergänzen. Ausgehend vom digitalen Modell des zu ergänzenden Bestandteils erfolgt durch additive Fertigung die Ausgabe des handgreiflichen Ergebnisses. Bei der additiven Fertigung entsteht durch Auftragen oder Ablagern von Material durch Schmelzprozess oder chemisches Aushärten das haptische Modell. Daher der Name ‚additiv‘ im Gegen-



3D-Modell, Parierstange zusammen mit CAD-Modell, Drahtgitteransicht

satz zu subtraktiven Methoden, bei denen Material abgetragen wird. Beim digital additiven Fused Deposition Modeling (FDM) Verfahren wird schmelzfähiger Kunststoff (PLA-Material) zum Drucken verwendet. Bei dieser Methode – auch als Schmelzschichtung bezeichnet – werden thermoplastische Druckfilamente in ein beheiztes Fördergerät (= Extruder) schichtweise ausgegeben. Der Extruder lässt sich in Richtung seiner X- und Y-Achse bewegen, der Drucktisch zusätzlich in Z-Richtung, wodurch sich die entsprechenden Querschnitte nacheinander drucken lassen. Aus den erzeugten Schichten entsteht schrittweise ein dreidimensionales Modell.

#### DIGITALE MODELLERSTELLUNG DURCH FOTOGRAMMETRIE

Für die Erzeugung eines digitalen dreidimensionalen Modells des Schwertknaufs kam das Fotogrammetrieverfahren zum Einsatz. Hier entsteht aus Digitalfotos ein 3D-Modell des aufzunehmenden Objekts. Benötigt wird dazu eine Serie von Fotos, die aus unterschiedlichen Ansichten aufgenommen wurden und möglichst die gesamte Oberflä-

che abbilden. Nach dem Import in eine entsprechende Fotogrammetriesoftware erfolgt unter Zuhilfenahme der sogenannten Dense Cloud die Berechnung der Kamerastandpunkte der Bilder. Die Punkte der Dense Cloud sind Bildmerkmale in den Digitalbildern, die in mehr als einem Foto identifiziert werden. Im nächsten Schritt berechnet die Software eine Punktwolke und daraus ein räumliches Gittermodell des Schwertknaufes. Das erzeugte 3D-Modell enthält noch kleinere Fehler und Löcher, die sich durch Softwarebearbeitung zur Optimierung von Scan-Daten beseitigen lassen. Die Farbigkeit des 3D-Modells kann vernachlässigt werden, da bei der Ausgabe mit FDM nur die Geometriedaten des Objekts benötigt werden. Das Aussehen des Ausdrucks ist durch die Farbe des Druckmaterials fest vorgegeben. Im nächsten Arbeitsschritt wird die Geometrie in eine 3D-Modellier-Software übertragen. Ausgehend von den Abmessungen und Querschnitten der originalen Parierstange wurde ein idealisiertes Modell erstellt. Dies soll später zeigen, dass es sich um eine spätere Ergänzung handelt und verdeutlichen, dass die exakte Form des verlorenen Teils nicht bekannt ist. Die Form

der ergänzten Parierstange ist zylindrisch, mit einer Verbreiterung am Ende. An der Ansatzstelle der Ergänzung an das Schwert ist eine Bohrung frei gelassen, um den dort befindlichen Metallstift aufnehmen zu können. Für die Ausgabe mit 3D-Druck werden 3D-Dateien auf ihre Fehlerfreiheit überprüft. Das fertige 3D-Modell sollte ‚wasserdicht‘ sein, d. h. es muss eine eindeutige Oberfläche ohne Fehler mit einer klar definierten Innen- und Außenseite besitzen. Daher ist eine Fehlerkorrektur und Überprüfung der Daten vor dem Druck erforderlich. Ein geprüftes fehlerfreies 3D-Modell verhindert, dass es zu Fehldrucken oder einem Abbruch des Druckes kommt. Mit entsprechender Experten-Software lässt sich beispielsweise überprüfen, ob die Modelloberfläche Netzfehler, sich überlappende Polygone oder Löcher enthält.

#### MODELLAUSGABE AUS DEM 3D-DRUCKER

Für die Ausgabe des zu ergänzenden Teils der Parierstange kam ein handelsüblicher, mit dem Schmelzschichtverfahren arbeitender 3D-Drucker zum Einsatz. Der Drucker verfügt über ein vollständig geschlossenes Gehäuse und wird mit PLA betrieben, einem auch als Polymilchsäure bezeichnetem Filament, das sich auf einer im Sockel integrierten Rolle befindet. Zur Druckvorbereitung wird das geprüfte 3D-Modell an die Software – für den MakerBot Z18-Drucker wird die Software MakerBot Desktop v. 3.10.1 verwendet – des 3D-Druckers übertragen und in ein für den Drucker lesbares Modell umgerechnet. Dieser Vorgang wird auch als ‚Slicing‘ bezeichnet, von engl. *to slice = etwas in Scheiben schneiden*. Dazu kann das Modell virtuell im Bauraum – dem maximal druckbaren Volumen des 3D-Druckers – bewegt, gedreht oder auch skaliert werden. Zu beachten ist hier, dass die Ausrichtung im

Bauraum Auswirkung auf die Schichtung innerhalb des Modells und damit auf die spätere Oberflächenbeschaffenheit und Qualität des Druckerzeugnisses hat. Darüber hinaus wird die Güte des 3D-Drucks durch unterschiedliche Einstellmöglichkeiten in der Drucksoftware wie die Schichtdicke, das Volumen der Füllung im Inneren, die Stützstruktur oder den Sockel beeinflusst. Auch die Wahl des Druckmaterials und seine Zusammensetzung spielen hierbei eine Rolle. Die richtigen Einstellungen beruhen oft auf Erfahrungswerten aus vorangegangenen Tests oder Probedrucken. Beim Aussehen der Restaurierungsergänzung ist man bei den kostengünstigen 3D-Druckverfahren, wie es das Fused Deposition Modeling (FDM) bietet, an die Farbigkeit des Druckmaterials gebunden. Da sich so keine unterschiedlichen Farben ‚drucken‘ lassen, empfiehlt es sich, ein Druckfilament mit dem Original ähnlicher Farbe auszuwählen. Dazu besteht die Möglichkeit, den 3D-Druck nach der Ausgabe zu bemalen oder einzufärben. Nach dem Start wird der Extruder erst auf die vorgegebene Temperatur erhitzt, hier auf 215°C. Ist diese erreicht, beginnt der Druck mit dem Bau des Sockels sowie der Stützstrukturen in den Bereichen, in denen sie benötigt werden. Beim FDM-3D-Druck und auch anderen 3D-Druckverfahren ist es notwendig, filigrane oder überhängende Strukturen im Druckprozess abzustützen. Diese Strukturen würden sich sonst aufgrund der Schwerkraft verformen. Schicht für Schicht baut sich danach das Druckmodell in die Höhe. Die gesamte Druckdauer (knapp 3 Stunden) sowie die verbleibende Zeit werden neben der Temperatur kontinuierlich im Display des 3D-Druckers angezeigt. Nach Abschluss des Druckes senkt sich die Bauplattform automatisch ab und eine Erfolgsmeldung wird angezeigt. Diese kann je nach 3D-Drucker auch über eine Smartphone- oder Tablet-App übermittelt



Verschiedene Varianten des 3D-Drucks; links: mit Sockel und Stützstrukturen, Mitte: ohne Sockel und Stützstrukturen, rechts: im Querschnitt

Ergänzung aus dem 3D-Drucker, mit Acrylfarben bemalt

werden, die über weitere Funktionen wie Fortschrittskontrolle, Fehlerhinweise oder Materialstandsanzeige verfügt.

#### NACHBEARBEITUNG UND FARBGEBUNG

Nach erfolgreicher Beendigung des 3D-Druckvorgangs wurde das Modell samt Bauplattform entnommen und von dieser getrennt. Im Anschluss wurden der Sockel sowie die Stützstrukturen mechanisch mit einer Zange oder einem Messer abgetrennt (s. S. 48 unten links). Überstehende Kanten und Grate konnten mit einer Feile entfernt und die Oberfläche mit Nassschleifpapier geglättet werden. Leichte Unebenheiten ließen sich durch den mehrmaligen Auftrag von Haftgrund, sogenanntem Filler und anschließendem Schleifen beseitigen. Die so entstandene Oberfläche des 3D-Drucks bildet die Grundlage für die Bemalung, die unbedingt fett- und staubfrei sein sollte. Für das Färben und Bemalen von PLA oder anderen Druckmaterialien sind Acrylfarben gut geeignet, da sie sich einfach verarbeiten lassen, nahezu geruchsneutral sind und mit Wasser verdünnt werden können. Sie können einfach mit unterschiedlichsten Techniken



mit dem Pinsel aufgetragen werden. Nach der Fertigstellung und Trocknung wurde die Ergänzung mit einem für PLA geeignetem Kunststoffkleber an die Skulptur angeklebt.

#### REKONSTRUKTION VON KUNSTHANDWERK IM DIGITALEN ZEITALTER

Für die Erstellung der Ergänzung war insgesamt eine Zeit von ca. 18 Arbeitsstunden notwendig. Großer Vorteil der digitalen Methode ist grundsätzlich, neben dem Wegfall von mechanischer Beanspruchung für das Original, die Möglichkeit, wiederholt einfache Veränderungen der dreidimensionalen Form vorzunehmen und das Modell dann erneut auszudrucken. Diese Option eines bewusst iterativen Vorgehens macht den Weg frei für Lernprozesse, die mit traditionellen Arbeitsweisen nicht praktikabel wären. Bei der Nachbearbeitung einer Abformung wäre dafür wesentlich mehr Zeit und Aufwand notwendig, da der ganze Vorgang komplett wiederholt werden müsste und jedes Mal mit hohen Materialkosten verbunden wäre. Durch additive Fertigung kann eine Ergänzung beliebig oft wiederholt sowie das digitale Modell für spätere Anwendungen aufbewahrt werden. Durch den Einsatz von unterschiedlichen Materialkombinationen als 3D-Druckmaterial mit einem Anteil an Stein, Holz, Kork etc. eröffnen sich zusätzliche Einsatzmöglichkeiten, jetzt und in der Zukunft.

Für ihre Hilfe beim Zustandekommen dieser 3D-Rekonstruktion möchte ich mich bei meinen Kollegen Hasan Cobdak, Peter Petrich und meiner Kollegin Annemarie Kaindl bedanken.

Skulptur Albrechts V., Detail, Schwertgriff mit angebrachter Ergänzung

## EIN FRIEDLICHER, EIN EHRENVOLLER HELD

FUNDSTÜCKE ZUR GESCHICHTE DES HUMBOLDT-PORTRÄTS VON JULIUS SCHRADER IN DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

*Bereits im Heft 3/2014 des Bibliotheksmagazins hatte sich Dr. Gabriele Kaiser eingehend des Ölgemäldes Alexander von Humboldts von Julius Schrader angenommen. Neuere Forschungsergebnisse von Dr. Ingo Schwarz ergänzen diesen Aufsatz nun auf eine sehr willkommene Weise.*

Das den Rara-Lesesaal der Staatsbibliothek zu Berlin schmückende Porträt Alexander von Humboldts von Julius Schrader zählt gemeinsam mit dem Monumentalgemälde *Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland am Fuß des Vulkans Chimborazo (1806/07)* von Friedrich Georg Weitsch, heute im Schloss Charlottenburg, zu den spektakulärsten Darstellungen des Gelehrten, die zu seinen Lebzeiten entstanden.

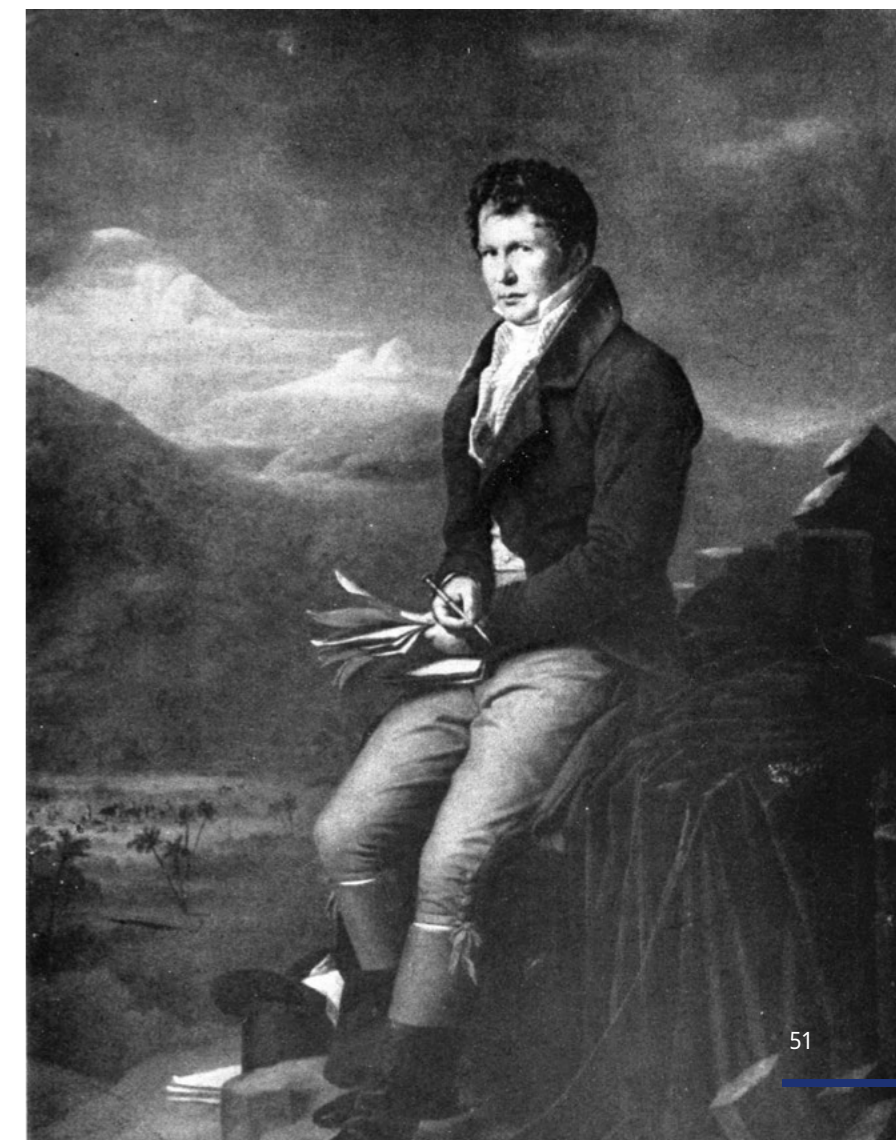
Berichte in den Berliner Zeitungen belegen die Aufmerksamkeit, der sich dieses Kunstwerk von Anfang an erfreute. So erschien in der Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen, der *Vossischen*, vom 3. Februar 1859 (1. Beil., S. 4) diese Anzeige: „Das Portrait Sr. Excellenz des Frhrn. Alexander v. Humboldt, lebensgroße ganze Figur, nach der Natur gemalt vom Professor Julius Schrader, ist bis zum 15. Februar in der Königl[ichen] Akademie, Unter den Linden, in den Stunden von 11 bis 3 Uhr, dem kunstliebenden Publikum zur Ansicht unentgeltlich ausgestellt.“

Das Gemälde von Steuben existiert nur noch als Schwarz-weiß-Foto, da das Original im Krieg vernichtet wurde.

Quelle: Archiv der Humboldt-Arbeitsstelle der BBAW

Diese Mitteilung druckten Zeitungen in den folgenden Tagen wiederholt ab. Am 6. Februar rückten die Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, die *Spenersche*, (1. Beil., S. [2]) den folgenden, hier leicht gekürzt wiedergegebenen, Aufsatz ein: „Portrait Alexander v. Humboldt's gemalt von Professor Julius Schrader. Das neuerdings von Schrader gemalte lebendgroße Bildniß A. v. Humboldt's, dessen bereits mehrfach Erwähnung geschehen, ist gegenwärtig für kurze

Dr. Ingo Schwarz ist ehrenamtlicher Mitarbeiter des Forschungsprojektes *Alexander von Humboldt auf Reisen – Wissenschaft aus der Bewegung an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*



Zeit im k[öniglichen] Akademie-Gebäude zur Ansicht ausgestellt, ehe es nach Paris (es ist für den diesjährigen Salon bestimmt) abgeht. Das Bildniß ist unsers Wissens das erste, seit jenem von Steuben gemalten [...], welches Humboldt in ganzer Gestalt darstellt. Es wäre interessant, beide Bilder zusammen zu sehn; dort der Mann in der frischen Kraft und Blüte des Lebens, den unermüdlich rüstigen Forscher in der Wildniß der Cordilleren, an den Felsen lehrend, im Reisekleide, mit beobachtendem, scharfem Auge in die große Natur blickend, die ihn umgiebt; – hier der greise Meister des Wissens, der die letzte Höhe des Lebens, des Ruhms, der Ehren und der Wissenschaft erklimmen, im stillen Arbeitszimmer, gebeugt von der Jahre Last, aber das blaue Auge noch von demselben reinen, göttlichen Strahl des Geistes leuchtend. Schrader's Bild zeigt uns einen ruhigen, behaglichen und doch durch die sichtbare Weihe der höchsten geistigen Arbeit, der er zum Schauplatz dient, feierlichen Raum, [...] einen großen massiven Arbeits-Tisch mit Büchern, Mappen, Rollen und Papieren bedeckt links im Vordergrund [...]. An diesen Tisch lehnt Humboldt's Gestalt, sie ruht auf dem linken Bein, die rechte Hand leicht auf die Kante des Tisches gestützt, die linke am Knopfloch des über dem großen Ordensbande zugeknöpften, mit dem Stern geschmückten Fracks. Der Kopf, etwas gesenkt in dem hohen weißen Halstuch ruhend, blickt aus den herrlichen blauen Augen mit milder Freundlichkeit auf den Beschauer. Mit höchster malerischer Kraft und Energie modellirt, in einem feinen gelblichen Grundton gehalten, [...] hebt dieser Kopf mit seinem Silberhaar sich leuchtend von der klaren, grüngoldigen Tiefe des Hintergrundes los. So kraftvoll seine Modellirung, mit so markigem Pinsel und Vortrag er gemalt ist, so geistig fein, so zart und liebenswürdig ist das reiche Seelenleben erfaßt und zum Ausdruck gebracht, das

in diesen Zügen besonders um Mund und Auge pulsirt, während die, wie von dem erhabensten Geist gemeißelte Stirn von reiner und idealer Hoheit strahlt. [...] Zusammengebeugt vom höchsten Greisesalter, unsicher, ohne die elastische Spannkraft der frühern Jahre, den Halt- und Stützpunkt, den sie in sich nicht mehr findet, außer sich suchend, hat sie den Adel und die Würde doch nicht verlieren können, die ihr die Seele verliehen. [...] Die Farbe des ganzen Bildes ist von jener tiefen Wärme, Kraft und Sättigung und die malerische Behandlung von jener großen freien Kühnheit und Meisterschaft, welche Schrader's gewohnte und eigenthümlichste Vorzüge bilden. [...] Von Herzen stimmen wir dem allgemeinen Wunsch bei, daß dies echte Bild seines größten Mannes dem Vaterlande erhalten bleibe. L. P.“

Das erwähnte Gemälde von Carl von Steuben aus dem Jahr 1812 wurde während des Zweiten Weltkriegs vernichtet. Hinter den Initialen „L. P.“ verbarg sich vermutlich der damals 35jährige Maler und Feuilletonist Ludwig Pietsch, der wiederholt für die Berliner Zeitungen schrieb. Die große Beachtung des Schrader'schen Gemäldes spiegelt sich auch in einem Gedicht, das die Vossische Zeitung am 12. Februar 1859 (2. Beil., S. 1) abdruckte:

„An Alexander von Humboldt bei seinem Bildniß von Schrader.

Laß, edler Greis, in des Sonettes Weisen,  
Du, dessen Bild der schaubegier'gen Welt  
Von eines Meisters Hand hier aufgestellt,  
Das Werk, doch lieber noch Dich selber preisen!

Du, Alexander, hochberühmt durch Reisen,  
Ein friedlicher, ein ehrenvollrer Held  
Als jener Macedonier, der im Feld  
Der Schlachten groß sich suchte zu erweisen!

Dein Bruder ist es, dem ich Dich vergleiche.  
Erob'rer seid Ihr auf verschied'ner Flur,  
Du in dem weiten Umkreis der Natur,

Und Jener in der Sprache geist'gem Reiche!  
Als Zwillingstern', ich ahn's, glänzt Ihr selbänder

Am Himmel einst, Wilhelm und Alexander.  
K. L. K.“

Auch hier die Frage: Wer war der Verfasser? Eine Suche im unmittelbaren Umfeld Alexander von Humboldts, etwa in seiner Korrespondenz oder in seinem persönlichen Notiz- und Adressbuch, führte zu keinem Ergebnis. Betrachtet man das Gedicht etwas genauer, so fallen einige inhaltliche Besonderheiten auf: Zunächst ein Vergleich Humboldts mit Alexander dem Großen, den der Dichter schnell verwirft. Wichtiger ist ihm die Beziehung zu dem als Sprachforscher gewürdigten Bruder Wilhelm. Die besondere Weise, das Werk der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt im Zusammenhang zu sehen, das Interesse an der Antike und an Sprachen lenkt die Aufmerksamkeit auf Karl Ludwig Kannegießer: Geboren 1781 in der Altmark, gestorben 1864 in Berlin; Dante-Kenner, Übersetzer ausgewählter Werke von Horaz, Chaucer, Lord Byron, Sir Walter Scott, Adam Mickiewicz – und: Verfasser eigener Gedichte. Eine von Kannegießer 1845 herausgegebene Anthologie enthält sogar einen Text Alexander von Humboldts. Es versteht sich, dass dies nur Indizien, keine Beweise sind. Neue Funde mögen die hier geäußerte Annahme berichtigen oder bestätigen. Über das weitere Schicksal des Schrader'schen Bildes geben die Berliner Zeitungen in den folgenden Wochen wiederholt Auskunft. So vermeldet die Vossische vom 26. Februar 1859 (1. Beilage, S. 4): „Wie uns aus Potsdam mitgeteilt wird, ist Schrader's Portrait Alexander's von Humboldt in den Besitz des Herr Stadtrath Jacobs übergegangen.“

„Stadtrath Jacobs“ war der Potsdamer Zuckerfabrikant, Politiker und Kunstmäzen Ludwig Jacobs. Ein Mitglied der Familie publizierte 1906 Briefe von Humboldt an Jacobs, in denen es vornehmlich um die Zuckerfabrikation ging. Aber am Schluss dieser Veröffentlichung lesen wir: „Im Begriff, diesen Artikel zu schließen, wird mir

von befreundeter Seite eine kleine Episode mitgeteilt, die den liebenswürdigen Leser [...] gewiß interessieren wird. „In den letzten Lebensjahren Humboldts malte ihn ein damals berühmter Maler in ganzer Figur – ein Prachtbild. Als es fertig war, sagte der Maler dem alten Herrn, er wolle das Bild reisen und gegen Entree ausstellen lassen. Damals war das etwas unerhört Neues, und der alte Herr todesunglücklich, daß sein Bild nach Amerika sollte, um damit Geld zu verdienen. Er schrieb an Ludwig v. Jacobs, was er dagegen machen sollte? Und dieser fuhr nach Berlin und kaufte das Porträt umgehend. Ich erinnere mich noch der Szene, wie der alte Herr überglücklich zu Jacobs kam und gar nicht genug Dankesworte finden konnte. Nach dem Tode Jacobs [1879], als die Bilder seiner Sammlung alle verkauft wurden, wandte man sich an die Nationalgalerie, ob sie nicht dieses Bild ankaufen wolle. Dadurch kam die Frage an den damaligen Kronprinzen, durch dessen Vermittelung das Bild denn auch der Nationalgalerie einverleibt wurde.“ Dort hängt es noch, und wenn man es betrachtet, vergißt man [...] den großen berühmten Gelehrten und sieht nur den liebenswürdigen, gütigen, einfachen Menschen.“

Diese anekdotische Darstellung ist durch seither bekannt gewordene Tatsachen überholt. Selbst die Humboldt zugeschriebenen Vorbehalte gegen das „Reisen von Kunstwerken“ und den damit verbundenen Gelderwerb scheinen übertrieben, unterstützte er doch Künstler wie den nordamerikanischen Maler George Catlin, der mit seiner ‚Indian Gallery‘ auch Europa bereiste.

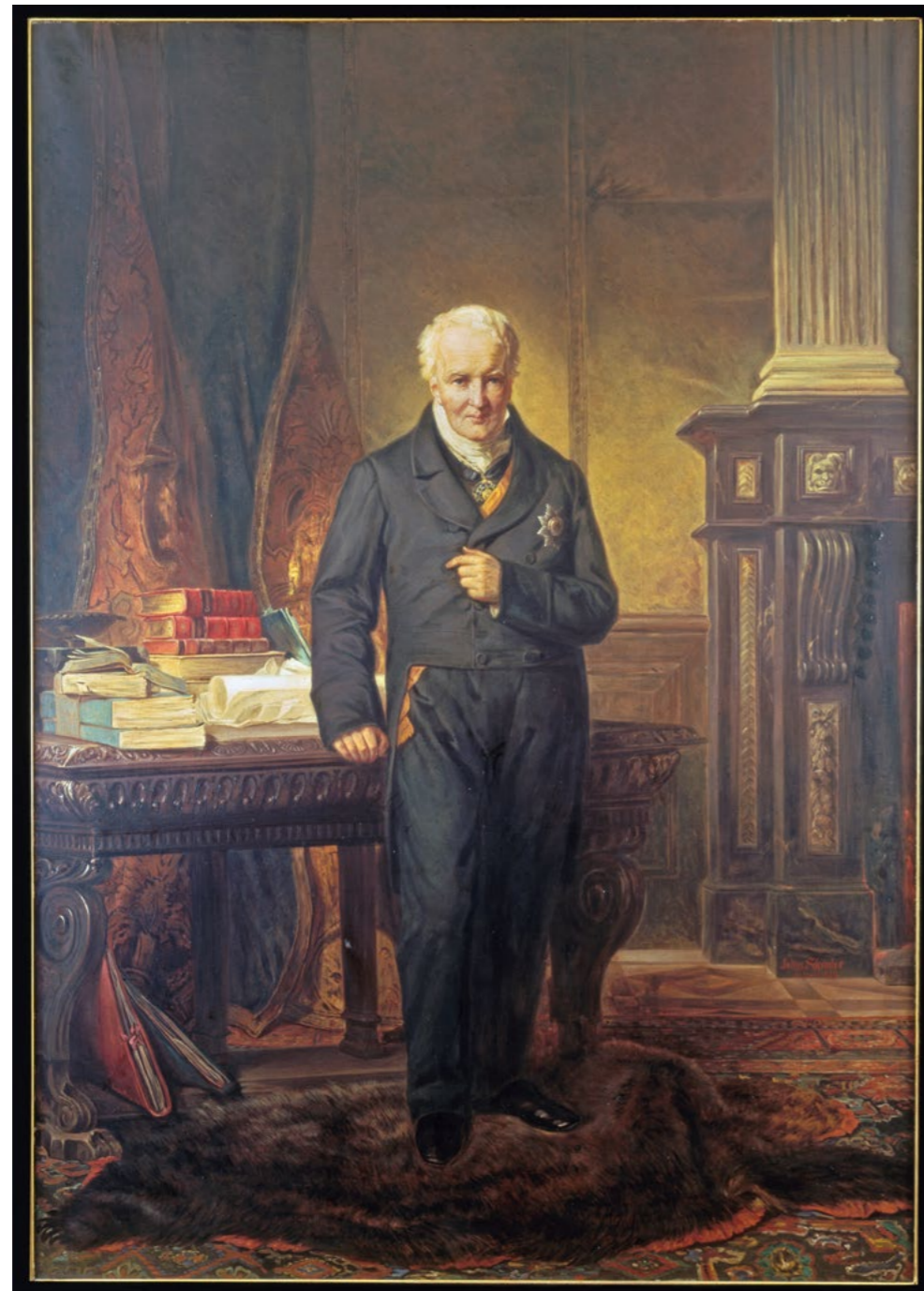
Schraders Gemälde ging nicht auf Reisen. Beginnend mit dem 31. März 1859 inserierte der Lithograph und Kunsthändler Louis Sachse in der Vossischen und der Spener-

schen, das Bild sei in seiner ‚Permanenten Gemälde-Ausstellung‘ in der Jägerstraße 30 für ein „Entree von 5 Silbergroschen“ zu besichtigen. Hier war es auch noch zu sehen, als Alexander von Humboldt am 6. Mai in seiner Wohnung, Oranienburger Straße 67, starb. Erst Ende Mai warb Sachse mit neuen Attraktionen für seine Ausstellung. Danach scheint sich die Spur des Schrader’schen Humboldt-Porträts für einige Zeit zu verlieren, bis es schließlich in den Besitz der Königlichen Bibliothek, damals am Opernplatz, gelangte.

Bleibe noch anzumerken, dass von diesem Werk eine verkleinerte Kopie aus dem Jahr 1931 von Louise Focke existiert, die im Ibero-Amerikanischen Institut – Preußischer Kulturbesitz in Berlin zu sehen ist.

Das große Schrader’sche Gemälde zeugt von der Vertrautheit des Künstlers mit dem Werk und der Persönlichkeit Alexander von Humboldts. So bleibt zu hoffen, dass weitere Forschungen bisher noch Unbekanntes ans Licht bringen werden.

Louise Focke: Kopie des Schrader’schen Gemäldes (1931), heute im IAI-PK  
Quelle: bpk / Foto: SBB-PK, Ruth Schacht



## SKIZZENHAFTES IN VOLLENDUNG

WOLFGANG SCHAUKALS ZEICHNUNGEN ZU E.T.A. HOFFMANN

Vor mehr als 20 Jahren wurde in der Staatsbibliothek zu Berlin das E.T.A. Hoffmann-Archiv begründet. Grundlage war das Vermächtnis der Germanistin und Hoffmann-Kennerin Christa Karoli, die 1998 der Stiftung Preußischer Kulturbesitz einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens mit der Maßgabe hinterließ, diese Mittel für die Erwerbung von Hoffmanniana einzusetzen. Damit wurden Ankäufe unterschiedlichster Materialien – Forschungsliteratur, moderne und historische Drucke, Handschriften, Musikalien und Illustrationen zu Hoffmanns Werken – ermöglicht. Im Spätherbst 2021 konnte aus diesem Erbe ein umfangreiches Konvolut von 139 Zeichnungen und Grafiken zu E.T.A. Hoffmann aus dem Nachlass des österreichischen Malers und Erwachsenenbildners Johann Wolfgang Schaukal (1900–1981) erworben werden. Zusammen mit anderen künstlerischen Arbeiten zu E.T.A. Hoffmann werden sie in der Kinder- und Jugendbuchabteilung aufbewahrt und erschlossen.

Wolfgang Schaukal – wie er sich später unter Verzicht auf den ersten Vornamen Johann nannte – wurde in Hranice (Mährisch Weißkirchen) als Sohn des Dichters Richard Schaukal (1874–1942) geboren. Wenige Jahre später zog die Familie nach Wien, wo Richard Schaukal als Staatsbeamter Karriere machte, zum Ministerialrat aufstieg und 1918 in den Adelsstand erhoben wurde.

Kapellmeister Johannes Kreisler am Klavier.  
Bleistift, 1922  
© In Copyright

Richard Schaukal, der schon in den 1890er Jahren erste literarische Arbeiten veröffentlicht hatte, pflegte von Wien aus intensive Kontakte zu vielen Schriftsteller:innen, darunter Marie von Ebner-Eschenbach, Hermann Hesse, Karl Kraus, Thomas und Heinrich Mann, Rainer Maria Rilke und Bertha von Suttner sowie zu bildenden Künstlern wie Alfred Kubin und Heinrich Vogeler.

Carola Pohlmann leitet die Kinder- und Jugendbuchabteilung in der Staatsbibliothek zu Berlin



Wolfgang Schaukal wuchs somit in einer ebenso wohlhabenden wie kulturell umfassend interessierten Umgebung auf. Die Liebe zu E.T.A. Hoffmann wurde ihm gewissermaßen „in die Wiege gelegt“, da Richard Schaukal ein großer Bewunderer der Werke von E.T.A. Hoffmann war, dessen Erzählungen er in unterschiedlichen Zusammenstellungen herausgab. 1904 veröffentlichte er in der Reihe *Dichtung* des Berliner Verlags Schuster & Loeffler, in der Darstellungen zu bedeutenden Autor:innen der Weltliteratur erschienen, einen Band über E.T.A. Hoffmann, dessen Widmung lautete: „Meinem kleinen Johann Wolfgang Richard für später“. Hoff-

mann gehörte auch zu jenen Autoren, aus deren Werken Richard Schaukal regelmäßig im Kreise seiner Familie vorlas. Diese Lesestunden wurden von Wolfgang Schaukals Tochter Barbara als ‚Ritual‘ bezeichnet. Sie wurden sogar in einem Gemälde festgehalten, dem 1911 entstandenen *Bildnis der Familie Schaukal* des spätexpressionistischen Malers Anton Kolig (1886–1950), der zum Freundeskreis der Familie gehörte.

Trotz seiner ausgeprägten künstlerischen Neigungen nahm Wolfgang Schaukal 1918 an der Universität Wien ein Studium der Chemie auf, das er bis 1924 fortsetzte. Neben

dieser universitären Ausbildung besuchte er 1920 und 1921 die Königliche Kunstakademie in Stockholm, wo er jeweils Freiplätze erhielt, und absolvierte 1921 zusätzlich Kurse an der Wiener Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt. Ein Jahr später folgte er als Malschüler einer Einladung Anton Koligs nach Nötsch in Kärnten, wo dieser eine Künstlerwerkstatt einrichten wollte. In den folgenden Jahren verstetigte Schaukal seine künstlerische Tätigkeit, er nahm an Ausstellungen teil und arbeitete von 1928 bis 1931 als Theaterzeichner in Wien und Berlin. Mitte der 1930er Jahre war Wolfgang Schaukal Privatassistent bei dem Maler Herbert Boeckl

(1894–1966), einem wichtigen Vertreter der österreichischen Moderne, der 1935 eine Professur an der Allgemeinen Malerschule der Wiener Akademie der bildenden Künste erhalten hatte. In den Jahren 1934 bis 1937 hielt sich Schaukal mehrmals für längere Zeit in Paris auf, wo er sich 1937 an der *Exposition d'Art Autrichien* im Musée du Jeu de Paume beteiligte. 1938 trat Schaukal von der Assistentenstelle an der Wiener Akademie aus politischen Gründen freiwillig zurück.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zog Wolfgang Schaukal nach Graz, wo seine Ehefrau Elfriede Hainzl lebte, und war vor-

Die Punschgesellschaft aus *Der goldene Topf*. Entwurf für eine Ofenkachel in der Wohnung von Wolfgang Schaukal in Graz. Bleistift, aquarelliert. 1958/59  
© In Copyright

Die Punschgesellschaft aus *Der goldene Topf*. Bleistift, o.J.  
© In Copyright



Klein Zaches als  
Minister in Beamten-  
uniform aus *Klein  
Zaches*. Radierung,  
o.J.  
© In Copyright

wiegend im Bereich der Kunst- und Kultur-  
vermittlung tätig. So stand er von 1947 bis zu  
seiner Pensionierung im Jahr 1969 als Direk-  
tor der Österreichischen Urania für Steier-  
mark vor und hatte zwischen 1964 und 1969  
einen Lehrauftrag für künstlerische Gestal-  
tung an der Technischen Hochschule in Graz.  
In diesen Positionen setzte er sich beharrlich  
für die Förderung moderner Malerei und  
Kunst ein, sei es durch eigene Vorträge oder

durch die Initiierung von Ausstellungen wie  
*Zum Verständnis der modernen Malerei – Ein  
Experiment in Reproduktionen* (1959) oder  
einer 1961 veranstalteten Ausstellung zum  
Lebenswerk von Pablo Picasso.

Obwohl sich Wolfgang Schaukal schon zu  
Lebzeiten mit eigenen Arbeiten an Ausstel-  
lungen beteiligt hatte, wurden Vielfalt und  
Bedeutung seines künstlerischen Werks erst



posthum erkannt und in mehreren Personal-  
ausstellungen in Graz, Linz und Wien  
gewürdigt.

Schaukals künstlerische Auseinanderset-  
zung mit literarischen Werken beschränkte  
sich nicht auf Erzählungen von E.T.A. Hoff-  
mann. Auch zu Texten von Miguel de Cervan-  
tes, Adelbert von Chamisso, Charles Dickens,  
Heinrich von Kleist, Stéphane Mallarmé oder  
William Shakespeare hat er Zeichnungen  
und Grafiken geschaffen. Doch der intensi-  
ven Befassung mit Hoffmanns Gedankenwelt  
kommt in Schaukals Werk eine zentrale  
Bedeutung zu. Von den über 200 überliefe-  
rten Arbeiten Schaukals zu E.T.A. Hoffmann  
wurde mehr als die Hälfte von der Staatsbi-  
bliothek zu Berlin erworben. Den größten  
Anteil bilden Blätter zu *Don Juan*, *Der goldene  
Topf* und *Klein Zaches*, außerdem sind *Nuss-  
knacker* und *Mausekönig*, *Das fremde Kind*,  
*Meister Floh*, *Die Elixiere des Teufels* und *Sig-  
nor Formica* mit jeweils mehreren Beispielen  
vertreten.

Im Katalog einer 2019 in der Urania-Galerie  
im Palais Trauttmansdorff in Graz gezeig-  
ten Schaukal-Ausstellung weist Barbara  
Schaukal darauf hin, dass es sich bei diesen  
Schöpfungen nicht um Illustrationen im  
engeren Sinne handelt. Für eine Veröffent-  
lichung waren diese Blätter – anders als  
die Aquarelle und Zeichnungen zu einer  
deutschen Neuübersetzung des *Don Quijote* –  
nicht bestimmt. Schaukal ging es auch nicht  
darum, den Gang der Handlung in Bildern  
nachzuvollziehen. Er interessierte sich vor  
allem für Hoffmanns Charaktere – Don Juan  
und Klein Zaches, Anselmus und Archivarius  
Lindhorst, die er zeichnerisch zu ergründen  
versuchte. Die Zahl seiner Studien zeigt, wie  
intensiv er sich mit einigen Figuren beschäf-  
tigte, bis es ihm gelang, deren Eigenheiten  
mit wenigen Strichen treffsicher darzustel-

len. Die ausgeprägte Fähigkeit, die Wesens-  
merkmale einer literarischen Figur pointiert  
ins Bild zu setzen, kam Schaukal auch in sei-  
ner Tätigkeit als Theaterzeichner zugute.

Obwohl einige Zeichnungen zu E.T.A. Hoff-  
mann in den 1950er und 1960er Jahren ent-  
standen sind, stammen die meisten Blätter  
aus dem Zeitraum zwischen 1916 und 1924  
und gehören zu Schaukals Frühwerk. Über-  
wiegend handelt es sich um Skizzen und Ent-  
würfe, welche aus dem Augenblick heraus  
entstanden zu sein scheinen und die Ein-  
drücke des Künstlers unmittelbar wieder-  
geben. Doch aus der Vielzahl der Versuche –  
beispielsweise zur Konfrontation Don Juans  
mit dem Marmorkoloß – wird deutlich, wie  
beharrlich sich Schaukal um eine überzeu-  
gende Gestaltung einzelner Szenen bemühte.  
Sein Anliegen war es, das Geschriebene  
adäquat in Bilder umzusetzen, die Lebendig-  
keit der Sprache in die Zeichnung zu über-  
tragen. Schaukals Arbeiten sind immer dann  
besonders überzeugend, wenn es ihm ge-  
lingt, den Text gedanklich und gestaltend zu  
durchdringen und zugleich die Leichtigkeit  
und Flüchtigkeit der Skizze zu bewahren.  
Fließende, elegante, bewegliche Linien, mit  
denen die Dynamik der Szenen bildhaft um-  
gesetzt wird, erwecken den Eindruck einer  
'vollendeten Skizzenhaftigkeit'. So sind es  
vor allem die bei Hoffman so häufigen dra-  
matischen Momente, des Außer-sich-Seins,  
der Ekstase und Exaltiertheit, die Schaukal  
mit großen Gesten kongenial gestaltet, wie in  
der Darstellung der 'Punschgesellschaft' und  
der 'Schlacht im Bibliothekszimmer' in *Der  
goldene Topf*.

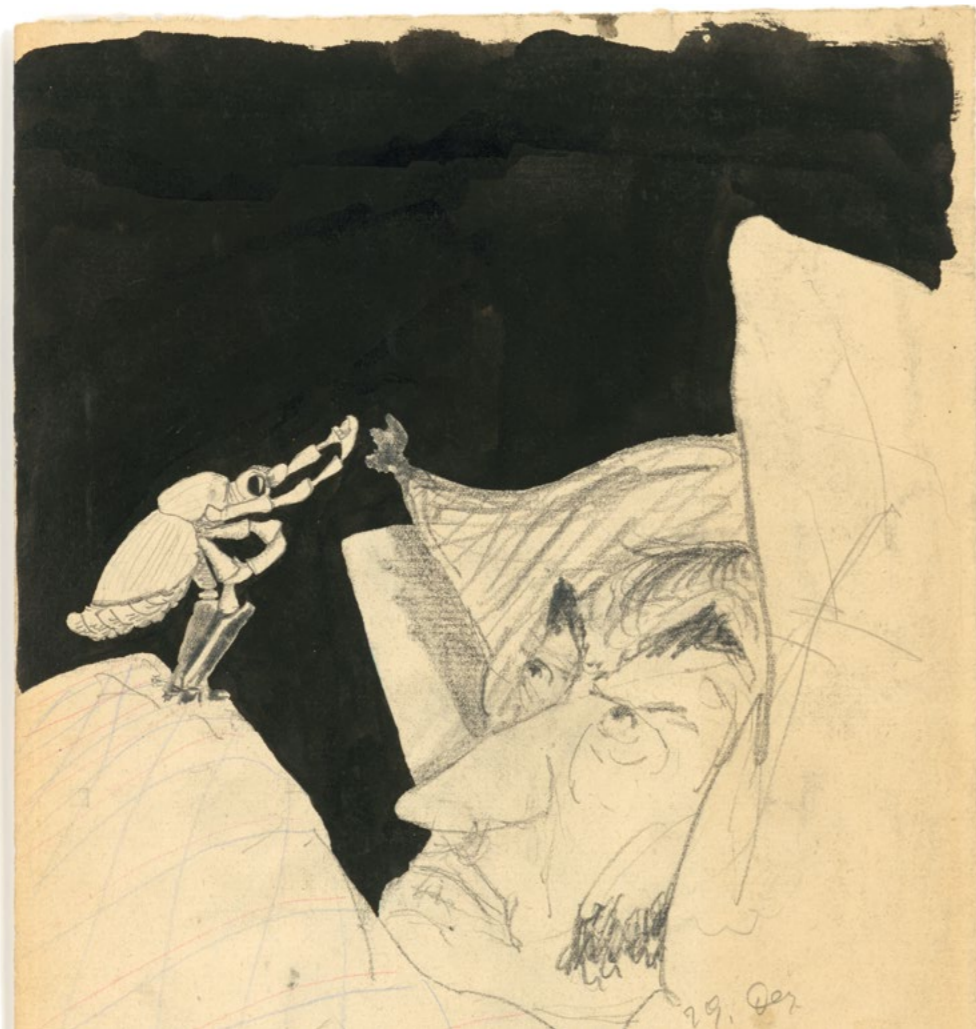
Schaukals Gespür für die Wirkmächtigkeit  
von Literatur und bildender Kunst wurde be-  
reits im Elternhaus ebenso geschult wie sein  
untrüglisches Qualitätsbewusstsein. Letzte-  
res wurde für ihn aber auch zur Belastung,

weil er das Urteil über sein eigenes Werk an diesen strengen Maßstäben ausrichtete. Schon der programmatische Name ‚Johann Wolfgang‘ für den erstgeborenen Sohn Richard Schaukals deutet auf eine elterliche Erwartungshaltung hin, aus der Verpflichtung erwächst, die zum Verhängnis werden kann. Das Werk des Malers Schaukal ist nicht zuletzt deshalb quantitativ verhältnismäßig klein, weil er voller Selbstzweifel Gemälde immer wieder korrigierte, übermalte – und vieles vernichtete.

In dem 1982 erschienenen Katalog zur Ausstellung *Wolfgang Schaukal 1900–1981. Gemälde und Grafiken* sind Erinnerungen und Würdigungen von Grazer Kolleg-innen und Student-innen abgedruckt. Die Beiträge zeigen Schaukal als ebenso faszinierenden wie streitbaren Zeitgenossen, der andere Menschen beeindruckte und beeinflusste, aber auch verunsichern konnte. Unermüdlich und leidenschaftlich für seine Überzeugungen eintretend war er für viele ein unbequemer Kritiker, der sich bspw. vehement gegen die

Zerstörung der Grazer Altstadt einsetzte. Schaukal litt an Indizien für Banalität und Kleingeistigkeit in seiner steirischen Wahlheimat und konnte diesem Leiden mitunter in durchaus hoffmannesken Ausbrüchen Ausdruck verleihen. „Ein Mann, im Entwurf zu groß für Graz“, mit diesen Worten hat der mit Wolfgang Schaukal befreundete Maler Gottfried Pils ihn charakterisiert.

So vielfältig die Lebensleistung Wolfgang Schaukals auch ist, allein seine tiefgründigen Interpretationen von E.T.A. Hoffmanns Texten würden seinen Nachruhm rechtfertigen. Die bildhafte Sprache Hoffmanns spiegelt Schaukal in einfühlsamen Visualisierungen, die wohl gerade dort Hoffmanns dualistischer, irrlichternder Prosa nahekommen, wo sie im Skizzenhaften bleiben. Mit diesen Blättern hat die Staatsbibliothek zu Berlin einen österreichischen Beitrag zur bildkünstlerischen Hoffmann-Rezeption erworben, der eine eigenständige und eigenwillige Facette zur Illustrationsgeschichte des Autors darstellt.



Peregrinus Tyß und Meister Floh aus *Meister Floh*. Bleistift, Tusche, o.J.  
© In Copyright

## FACING THE BALKANS

DIE JAHRESAUSSTELLUNG DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK UND WAS SIE UNS ÜBER (SÜDOST)EUROPA SAGT

„Facing the Balkans“, so lautet der Titel der im November 2021 eröffneten Jahresausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek, die 100 Fotos des bekannten Pressefotografen Harald Schmitt von seinen Reisen durch Südosteuropa zeigte. Die Bayerische Staatsbibliothek ist der ideale Ort für dieses Thema, verfügt sie doch über einen international führenden Literaturbestand zu Südosteuropa, wovon die Forschung insgesamt, aber insbesondere jene in Bayern profitiert. Der Titel der Ausstellung ist Programm: Zum einen gaben die Fotos dem Balkan ein Gesicht, denn sie zeigten Menschen in sowohl alltäglichen

als auch außerordentlichen Situationen; sie bildeten eine große Bandbreite menschlicher Erfahrungen ab, von Urlaub und Hochzeit bis zu Flucht und Tod. Zum anderen konfrontierten die Fotos den Betrachter mit den eigenen Vorurteilen über den Balkan – diese zu hinterfragen war auch eines der Motive für Harald Schmitt, seine Fotoreisen anzutreten.

**Prof. Dr. Ulf Brunnbauer** ist Wissenschaftlicher Direktor des Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg

Die Bilder leisteten noch etwas: Sie warfen die Frage auf, was eigentlich den Balkan ausmache, zeigten sie doch vor allem Heterogenität: Städte, die unterschiedliche Traditionen repräsentieren; Menschen, die



Fotograf Harald Schmitt und Klaus Ceynowa, Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek



verschiedenen Religionen angehören sowie durch große soziale Differenzen voneinander getrennt sind. Ebenso können die abgebildeten Alltagssituationen nicht differenter sein: friedliche Weinlese an einem Ort, traurige Flüchtlingsunterkünfte an einem anderen; Spuren des Krieges hier, noble Restaurants dort. Auf den ersten Blick scheint die Ausstellung also den Titel eines 2018 von der Kunsthistorikerin Martina Baleva und dem Literaturwissenschaftler Boris Previšić herausgegebenen Sammelbands zu bestätigen: „Den Balkan gibt es nicht“.

Oder existiert er doch? Gerade deutsche Südosteuropahistoriker-innen haben sich an der Begründung abgearbeitet, warum es sich bei der Balkanregion um eine „Geschichtsregion“ (Holm Sundhaussen) handele. Mathias Bernath hat vor einem halben Jahrhundert die südosteuropäische Geschichte sogar als eine eigene Disziplin bezeichnet. Diese Autoren verwiesen v. a. auf prägende Erbschaften, wie die byzantinische und die osmanische, die den Balkan vom Rest Europas unterscheiden. Andere sahen ihn als Über-

gangszone zwischen Europa und Orient oder als Schnittmenge verschiedener kultureller Einflusszonen. Regelmäßig liefen solche Bestimmungsversuche allerdings Gefahr, bestimmte Eigenschaften als dauerhafte Merkmale zuzuschreiben und die Andersartigkeit des Balkans überzubetonen.

Die Historikerin Maria Todorova ist einen anderen Weg gegangen: Ja, den Balkan gäbe es, aber vor allem als mentales Konstrukt, so die These ihres einflussreichen, 1997 erschienenen Buches „Die Erfindung des Balkans“ (im Original: „Imagining the Balkans“). Der Balkan sei „Europas bequemes Vorurteil“, so der Untertitel der deutschen Ausgabe. Seit dem frühen 19. Jahrhundert würden (west)europäische Autoren das, wovon sie sich und ihre Kultur abgrenzen wollten, auf den Balkan projizieren und damit einen wirkmächtigen Stereotyp produzieren, der den Blick auf die Realitäten verstellte. Das Schlagwort der „Balkanisierung“ (als negativ konnotierter Begriff für den Zerfall größerer politischer Einheiten) verdeutlicht, wie symbolkräftig „Balkan“ geworden ist. In

Reisebeschreibungen, politischen Pamphleten, Zeitungsartikeln, aber auch wissenschaftlichen Arbeiten wurde der Balkan als primitiv, rückständig, unorganisiert, gewalttätig, schmutzig, korrupt und autokratisch gezeichnet – im besten Falle wurden dort von der Moderne unberührte, „edle Wilde“ verortet. Es ist eine besondere Ironie, dass die klassischen Winnetou-Filme im kroatischen Karst gedreht wurden, basierend auf den Romanen jenes Autors, der wie kaum ein anderer im deutschsprachigen Raum die Balkanbilder von Generationen von Lesern geprägt hat, Karl May, dessen Helden und Schurken sich in den „Schluchten des Balkans“ herumtrieben.

Im Gegensatz zu May hat Harald Schmitt den Balkan tatsächlich bereist – und ist auf eine komplexe Realität gestoßen, die sich nicht auf einen einfachen Begriff bringen lässt. Ist es vielleicht diese Komplexität, die den Balkan ausmacht? Vielgestaltig ist natürlich jede Region, und jede hat ihre interessante Geschichte; dass der Autor dieser Zeilen die Geschichte Südosteuropas besonders interes-

sant findet, mag seiner Unkenntnis anderer Teile Europas geschuldet sein. Aber es gibt Gründe, warum dem tatsächlich so sein könnte, und die Schmitt'schen Fotos enthalten Indizien, beginnend mit dem für das Ausstellungsplakat verwendeten Motiv (s. S. 64): Es zeigt ein kunstvolles buntes Graffiti auf einer mit Einschusslöchern übersäten Wand eines ehemaligen Bankgebäudes in der Stadt Mostar, Schauplatz von blutigen Kampfhandlungen während des Bosnienkrieges. Für die Bewohner des ehemaligen Jugoslawiens ist es erst eine Generation her, dass nicht nur ihr Staat zerfiel, sondern aus Nachbarn über Nacht Feinde wurden. Südosteuropa ist jene Region, wo der europäische Nachkriegsfrieden zu Ende ging, mit mehr als 120.000 Kriegstoten, Millionen Vertriebenen und Geflüchteter sowie zahlloser Opfer, die mit ihren Traumata oft allein gelassen werden. Der jugoslawische Zerfallskrieg war kein „Balkankrieg“, wie er oft bezeichnet wurde. Den anderen Ländern blieb Krieg erspart, aber auch so erlebten sie in den 1990er-Jahren eine Achterbahnfahrt: In Albanien brach die staatliche Ordnung vollkommen



Mägura, Rumänien, 2015 – Traubenlese in der Nähe von Comrat



Flüchtlingsunterkunft in Bihać, Bosnien und Herzegowina, 2018



Nobelrestaurant in Fishta, Albanien, 2016 – Mrizi i Zanave zählt zu den besten Restaurants des Landes. Gründer Altin Prenga arbeitete elf Jahre als Koch in Italien und kehrte anschließend in sein Heimatdorf zurück, um den Traum eines eigenen Lokals zu verwirklichen.



Graffiti von einem Gebäude in Mostar, Bosnien und Herzegowina, 2016 – Graffiti bedecken die Einschusslöcher in den Wänden eines Bankgebäudes, das im Bosnien-Krieg zerstört wurde. Heute ist die Ruine ein beliebter Treffpunkt für Jugendliche und Street-Art-Künstlerinnen und -Künstler.

zusammen, in Bulgarien kollabierte die Ökonomie mit dreistelligen Inflationsraten (monatlich!), Rumänien changierte zwischen Autokratie und Demokratie, und überall hinterließ der Übergang von sozialistischer Kommando- zu freier Marktwirtschaft soziale Verwerfungen, die bis heute nicht überwunden sind. Diese existentielle Unsicherheit ist prägend für die Gesellschaften der Region, zumal sie seit dem 19. Jh. wiederholt solche Erfahrungen gemacht haben. Fast jede Generation erlebte einen umfassenden Um- oder Zusammenbruch der politischen und sozialen Ordnung, immer wieder musste von Neuem begonnen werden. Eines der Ausstellungsfotos zeigte ein Kuriositätenkabinett von sozialistischem Trödel an der Straße zum Rila-Kloster in Bulgarien – das, was einst den Aufbruch in eine vermeintlich lichte Zukunft symbolisierte, ist heute ein Erinnerungsstück an eine untergegangene

Epoche, die weit weg scheint, doch im Gedächtnis der Menschen noch so nah ist. Trotz der Tiefe der historischen Zäsuren verschwinden die Spuren der Vergangenheit nicht, sie werden nicht einfach überlagert von der neuen Zeit, vielmehr amalgamieren sich die verschiedenen Zeitschichten. In den Städten des Balkans sind oft auf engstem Raume die Überbleibsel von zweitausend Jahren Stadtgeschichte, von unterschiedlichen Herrschaftsordnungen und ihren Ideologien präsent, samt dem Bestreben von Machthabern, die Geschichte in ihrem Sinne neu zu bauen. Wo es keine passende Vergangenheit zu sehen gibt, erfindet man eine mit pseudo-hellenistischer Architektur (wie in Skopje in Nordmazedonien) oder baut das Mittelalter nach. Wenn den Balkan etwas ausmacht, dann also die Wiederkehr der tiefgreifenden Veränderungen, ja des historischen Bruchs. Auf diesem Erfahrungsboden

entstehen einerseits Kreativität und Flexibilität, weil man auf sich alleine gestellt ist und jeder Umbruch neue Chancen eröffnet; aber auch Misstrauen in den Staat und seine Institutionen, da sie die erhoffte Stabilität nicht bieten können. Und die Politik übertüncht ihr Scheitern zu gerne mit der Propagierung nationalistischer Mythen.

Vor dem Hintergrund dieser Geschichte sowie der daraus resultierenden ökonomischen Probleme setzen viele Menschen in der Region auf die Europäische Union, die allen Ländern Südosteuropas eine Beitrittsperspektive eröffnet hat. Slowenien (2004), Bulgarien und Rumänien (2007) sowie Kroatien (2013) gelang es, sich zu Griechenland als südosteuropäische Mitgliedsländer zu gesellen. Mit der EU assoziieren viele Menschen gute Regierungsführung, Wohlstand, Sicherheit, ja Normalität. Mittlerweile lässt sich von einer Fortsetzung der EU-Integra-

tion des Balkans jedoch kaum noch sprechen, sowohl aufgrund der Beitrittsmüdigkeit vieler EU-Staaten als auch der Rückschritte in der Region. Hinzu kommen überwunden geglaubte patriotische Übersprungshandlungen, wie aktuell das Veto Bulgariens gegen Beitrittsverhandlungen mit Nordmazedonien, das zuerst einmal die bulgarische Sicht seiner Geschichte übernehmen soll. Der „Westbalkan“ – ein Kunstbegriff der EU – entwickelt sich immer mehr zum Restposten unerfüllter Beitrittsversprechungen.

Je unrealistischer die Beitrittsperspektive wird, desto größer die Frustration der Menschen in den Kandidatenländern und die Bereitschaft, Populisten zu folgen. Außerdem gewinnen autoritäre externe Akteure zunehmend an Bedeutung. Dazu gehören nicht nur die üblichen Verdächtigen (Russland, China, Türkei), sondern auch Ungarn – das einzige EU-Land mit einer konsistenten Balkanpoli-



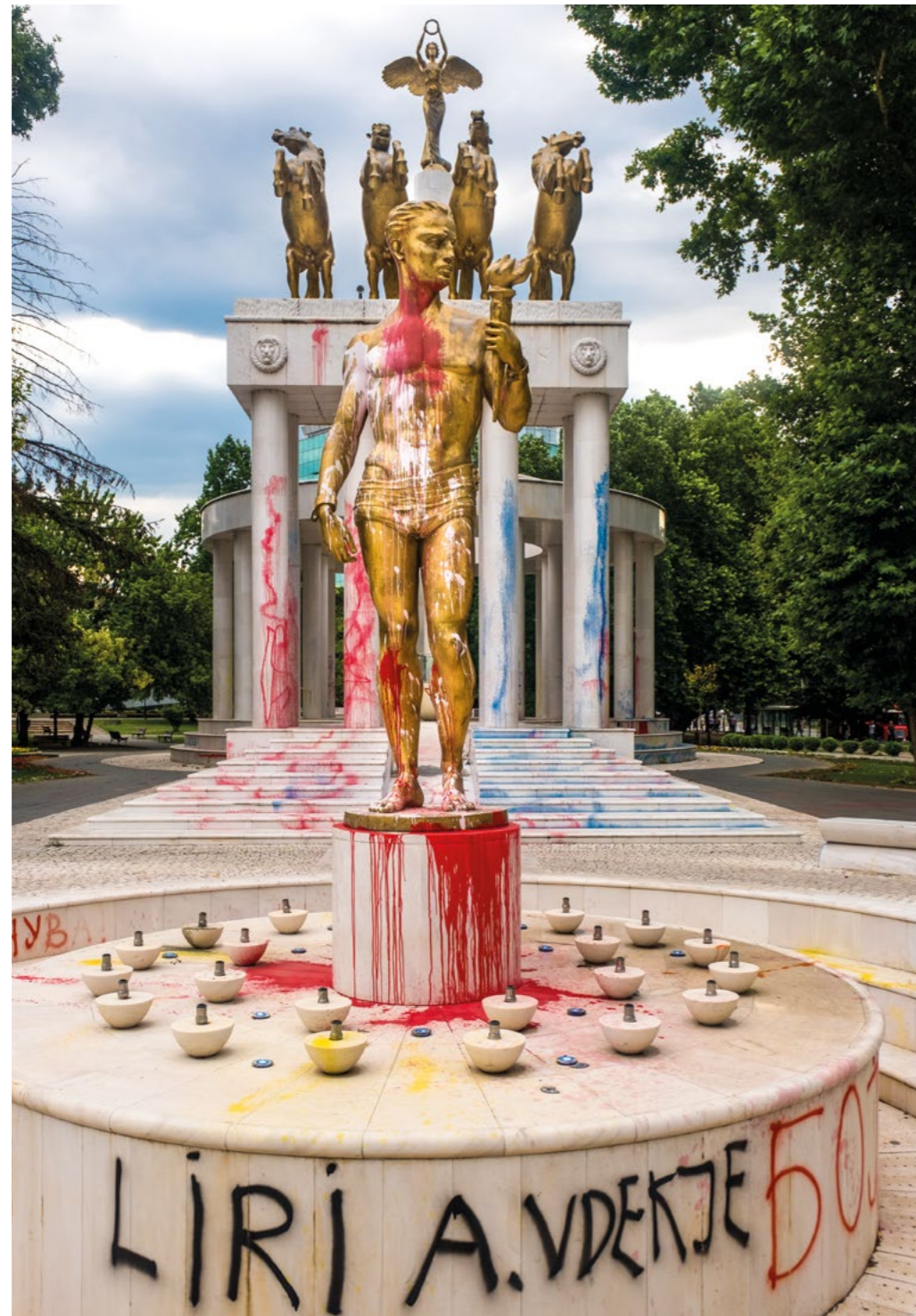
Kočerinovo, Bulgarien, 2016 – Kuriositätenkabinett an der Straße zum Rila-Kloster. Der Inhaber sammelt Antiquitäten und Trödel. Der Großteil stammt aus der Zeit des Sozialismus, so wie die Stalin-Büste im orangefarbenen Auto.

tik, nur leider in die falsche Richtung, da es v. a. undemokratische Ethnonationalisten unterstützt. Die Menschen der Region, die Schmitt so eindrücklich porträtiert, hatten sicherlich nicht gehofft, dass der Balkan erneut zur Grenz- und Zwischenregion wird, in der – reale oder eingebildete – Großmächte ihre geopolitischen Ambitionen verfolgen. Diese Erfahrung machte die Region auch schon im 19. Jahrhundert und erneut im Kalten Krieg.

Der Historiker Trajan Stoianovich sprach 1994 vom Balkan als dem „ersten“ und dem

„letzten“ Europa. Das realisiert sich heute: In dieser Region spiegeln sich wie kaum anderswo die Widersprüche des europäischen Projekts wider: Integration vs. Fragmentierung, Grenzöffnung vs. Grenzschießung, Aufschwung vs. Armut, Globalisierung vs. Marginalisierung. Gleichzeitig ist kaum wo so viel von Europa die Rede wie hier, und steht so viel für Europa am Spiel. Ein Grund mehr, den Blick auf den Balkan zu richten, zumal Russlands Angriffskrieg auf die Ukraine auch den Balkan erschüttert, mit bisher unabsehbaren Folgen.

Pseudo-hellenistische Architektur in Skopje in Nordmazedonien 2016 – Seit dem Projekt ‚Skopje 2014‘ dominieren Gebäude, Brunnen, Fassaden, Statuen im Stil des Neobarocks und Neoklassizismus die Stadt. Die Umgestaltung sollte die nationale Identität stärken. Nordmazedonien existiert als unabhängiger Staat erst seit 1991. Die Ausstellung ‚Facing the Balkans‘ ist weiterhin virtuell zu sehen: <https://www.bsb-muenchen.de/va/facing-the-balkans-suedosteuropa-in-fotografien-von-harald-schmitt-virtuelle-ausstellung/>



Am westlichen Ende des Parks Sanssouci in Potsdam steht das unter König Friedrich II. von Preußen erbaute Neue Palais, es diente später vornehmlich Kaiser Wilhelm II. als Sommerresidenz. Einer der vier Festsäle ist als Grottenaal gestaltet und mit Mineralien, Muscheln oder Halbedelsteinen ausgestattet. Inmitten dieser Wanddekorationen befindet sich ein Stein mit einem Hinweisschild, der ihn als Gesteinsprobe vom Hauptgipfel des Kilimandscharo-Massivs kennzeichnet. Der Erstbesteiger Hans Meyer hatte 1889 zwei Handstücke des Lavagesteins mitgebracht und eines davon dem Kaiser als Namensgeber für den nun höchsten Punkt Afrikas und Deutschlands geschenkt. Der Kaiser nahm die Ehrung gerne an und ließ den Stein dekorativ im Grottenaal anbringen, nachdem er ihn zunächst als Briefbeschwerer benutzt hatte. Doch in den 1950er Jahren verliert sich die Spur des Steins und es existieren mehrere Versionen über seinen Verbleib; wahrscheinlich wurde er schlichtweg gestohlen. Seitdem zierte ein anderer Lavastein, den eine Touristin aus Afrika mitgebracht haben soll, den frei gewordenen Platz.

Hans Meyer konnte seine Reisen aufgrund der finanziellen Unabhängigkeit als Spross des berühmten Leipziger Verlagshauses finanzieren, über die er spannende populärwissenschaftliche Werke verfasste. Der gelernte Ökonom wollte jedoch als Geograph

## HANS MEYER UND DIE NAMEN AM KILIMANDSCHARO



Geschichte machen und war dabei auf die wissenschaftliche Anerkennung seiner Leistungen bedacht. Dies lässt sich anhand der von ihm im Gipfelbereich des Kilimandscharo vergebenen geographischen Namen (Toponyme) belegen, die teilweise bis heute in den Karten zu finden sind. Der enorme Fundus an Karten der Kolonialzeit in der Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin hält auch zu diesem sehr speziellen Phänomen Karten in mittleren und großmaßstäbigen Ausgaben vor, anhand derer die Entwicklung der Erschließung und Vermessung des Vulkanmassivs abgelesen werden kann.

Bereits der Name Kilimandscharo gibt Rätsel auf, denn er ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Der Missionar Johann Rebmann hat im Mai 1848 als erster Europäer das Gebirgsmassiv gesehen und über die imposante Erscheinung des mit einer Schneedecke überzogenen Gipfels berichtet. Den Namen hatte er von den Suaheli des Küstengebietes um Mombasa übernommen, wo er stationiert war. Am südlichen Fuße des Berges hörte



Wolfgang Crom ist Leiter der Kartenabteilung in der Staatsbibliothek zu Berlin

Die ersetzte Kaiser-Wilhelm-Spitze im Grottenaal des Neuen Palais, Potsdam  
Foto: Wolfgang Crom

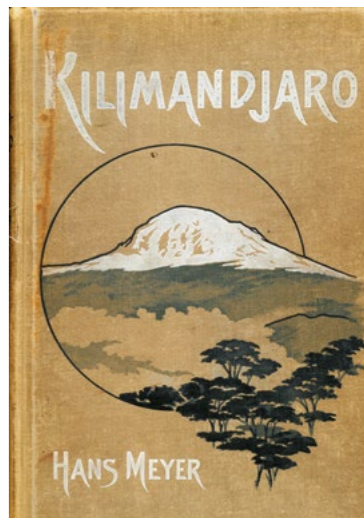
er von den dort lebenden Chagga jedoch die Bezeichnung Kibo, was Rebmann dann mit der Schneebedeckung gleichsetzte. Ein dritter Name gesellte sich alsbald von den im Norden lebenden Massai hinzu, die den Berg Dónyo Ebor nannten. Diese Namen finden sich alle in den frühen Karten des Gebietes in verschiedenen Schreibweisen. Die Problematik der Schreibweise von geographischen Namen in den Kolonien, die im Wesentlichen vom Hörensagen übernommen worden waren, also auf Befragung und Missverständnisse beruhten, sollte bereits 1892 durch die ‚Einrichtung der Kommission zur Regelung der einheitlichen Schreib- und Sprechweise der geographischen Namen in den deutschen Schutzgebieten‘ aufgegriffen werden. 1903 wurden dazu die ‚Grundsätze für die Namentgebung, Namenübersetzung, Schreib- und Sprechweise der geographischen Namen in den deutschen Schutzgebieten‘ veröffentlicht. Dabei wurde festgelegt, dass insbesondere die einheimischen Bezeichnungen (Endonyme) bevorzugt werden sollten, und wie die Übertragung der Lautfolge in die deutsche Schreibweise zu erfolgen hatte.

Wie sah es aber in den Gebieten aus, in denen keine indigenen geographischen Namen existierten? Das traf auf den Gipfelbereich des Kilimandscharo zu, der von den dort lebenden Gruppen nicht besiedelt oder bewirtschaftet wurde. Dieses ‚Neuland‘ reizte die unternehmungslustigen Forschungsreisenden umso mehr, da der Berg 1885 nach dem Ringen um die Aufteilung Afrikas zum Schutzgebiet des Deutschen Reiches gehörte und somit als höchster Berg Afrikas und Deutschlands galt, der erobert werden wollte. Die Erstürmung des Gipfels kann durchaus als große nationale Aufgabe gesehen werden, die als wissenschaftliches Forschungsprojekt unter der Leitung von Hans Meyer in Angriff genommen wurde. Dieser wissenschaftliche Anspruch manifestiert sich dabei eindrucksvoll im Namensgut für die zahlreichen bislang unbekannt und deswegen auch unbenannten Landschaftselemente, wobei Meyer eine wahre Flut an Benennungen und Neuschöpfungen bei seinem Vordringen in die eisigen Regionen auslöste, was sich an Karten der Zeit ablesen lässt.

Bei seinem ersten Versuch der Besteigung 1887 erreichte er die untere Eisgrenze bei ca. 5.000 m. In der noch sehr vagen Karte, die den Kibo als Eisdom darstellte, sind keine geographischen Namen zu finden, sondern nur beschreibende Hinweise auf markante Landschaftselemente wie Gletscher, Schneefelder, Lava oder Asche. Zwei Jahre später gelang der Aufstieg auf den Gipfel, was Meyer zur ersten Vergabe eines neuen Namens animierte: „Mit dem Recht des ersten Ersteigers taufe ich diese bisher unbekannt, namenlose Spitze des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer und deutscher Erde: Kaiser-Wilhelm-Spitze“, schrieb er 1890 in seinem Buch ‚Ostafrikanische Gletscherfahrten‘. Der beigegebenen ‚Spezialkarte des oberen Kilimandscharo‘, die von Bruno Hassenstein redigiert wurde, sind nun weitere personenbezogene Toponyme zu entnehmen: Purtscheller Spitze (am Mawensi), Hans-Meyer-Scharte und Ratzel-Gletscher. Für letztgenannten Namen lieferte Meyer als Begründung: „Hier ernannte ich in dankbarer Erinnerung an einen verehrten Freund den überschrittenen ersten Gletscher des

Kilimandscharo ‚Ratzel-Gletscher‘“ (gemeint ist Friedrich Ratzel). Mit der Purtscheller Spitze ehrte er seinen Bergsteiger Ludwig Purtscheller, möglicherweise um die Enttäuschung zu mildern, nicht den Gipfel des Mawensi erreicht zu haben. Die Hans-Meyer-Scharte wurde ursprünglich als ‚Ostscharte auf dem Ringwall‘ beschrieben, ein Einschnitt im äußeren Kraterrand oberhalb des Ratzel-Gletschers. Sie wurde möglicherweise nach ihm benannt, da sie bereits 1887 das unerreichte Ziel beim Aufstiegsversuch war.

Bei seiner 1898 durchgeführten Reise wurde Meyer von dem Bergmaler Ernst Platz begleitet. Vornehmliches Ziel dieser Unternehmung war die systematische Erforschung der Vergletscherung des Kibo, was durch die nun erfolgten Benennungen einzelner Gletscher nachdrücklich belegt wird, wie es in der von Paul Krauss gezeichneten ‚Spezialkarte des Kilimandjaro‘, die dem 1900 erschienen Buch ‚Der Kilimandjaro: Reisen und Studien‘ beigefügt ist, ersichtlich wird. An der Westseite machte Meyer jetzt mehrere eigenständige



Der Ausschnitt aus der Karte von Hans Meyer: Der Kilimandscharo. Eine provisorische Skizze (1887) vermutet den gesamten Gipfelbereich des Kibo mit einer vollständigen Eisbedeckung. Petermanns Geographische Mitteilungen [33], Tafel 19. Signatur: SBB Kart LS 5 Ppe 10-33

Einband: Hans Meyer: Ostafrikanische Gletscherfahrten (1890). Signatur: SBB 8° Kart. GfE J 6832

Ausschnitt der Karte III, Spezialkarte des oberen Kilimandscharo (1:85.000) von Bruno Hassenstein konstruiert. Signatur: SBB 8° Kart. GfE J 6832

Ausschnitt der Spezialkarte Kilimandjaro (1:100.000) von Paul Krauss. Signatur: SBB 4° Us 1109/51

Einband: Hans Meyer: Kilimandjaro (1900). Signatur: SBB 4° Kart. GfE J 6921

Eisströme mit diversen, durch Felsgrate getrennten Gletscherzungen aus, die er nach bedeutenden Geographen, Geologen und Gletscherforschern der Zeit Credner-, Drygalski- und Penck-Gletscher benannte (Hermann Credner, Erich von Drygalski, Albrecht Penck). Weiter südwestlich identifizierte er in der tief eingeschnittenen, radialen Erosionsrinne des Vulkankegels, nach der damaligen geowissenschaftlichen Nomenklatur Barranco geheißenen, zwei Gletscher, die er nach diesem Landschaftselement als Kleiner und Großer Barranco-Gletscher bezeichnete. Am Südhang interpretierte er die glaziale Situation aus vier Gletschern mit sechs Gletscherzungen bestehend und benannte diese von West nach Ost wiederum nach bedeutenden Personen: Heim-, Kersten-, Decken- und Rebmann-Gletscher (Glaziologe Albert Heim, Geograph Otto Kersten, Forschungsreisender Carl Claus von der Decken, Missionar Johannes Rebmann). Für die Verwendung von Personennamen verdienstvoller Glaziologen mag Hans Meyer mehrere Beweggründe gehabt haben. Einerseits war diese Forschungsrichtung gerade erst begründet worden und hatte schon recht schnell solide Theorien und Lehrmeinungen hervorgebracht, andererseits kann sie als Indiz für die eigene Standortbestimmung in dieser jungen Disziplin gewertet werden. Haben die ersten Europäer, die den Kilimandscharo gesehen haben, noch von einer Schnee- oder Firnbedeckung gesprochen, wies Meyer nun erstmals eine tropisch-ostafrikanische Vergletscherung mit ausgeprägter Glazialzeit und typischem Formenschatz nach. Somit konnte er sich in die Riege der Glaziologen

stellen, indem er seine Beobachtungen und Schlussfolgerungen als bedeutendstes Ergebnis seiner Forschungen am Kibo bewertet: „Jedenfalls erscheinen mir diese Ausblicke weitreichend genug, um die Entdeckung der einstigen großen Kibovergletscherung für das wichtigste Ergebnis meiner diesjährigen Expedition zu halten.“

Felsen, die aus der Eisumklammerung herausragten und sich für kartographische Peilungen hervorragend eigneten, benannte er nach den Kartographen Hassenstein (Bruno Hassenstein) und Ravenstein (Ernst-Georg Ravenstein). Ein weiterer Einschnitt im Kraterand wurde nach dem Hauptmann Kurt Johannes Johannes-Scharte benannt, und im weiteren Umfeld sind der Karte nun die geographischen Namen Lentgruppe (Geologe Carl Lent), Wissmann-Spitze (Afrikaforscher und Gouverneur Hermann von Wissmann), Liebert-Spitze (Gouverneur Eduard von Liebert), Krapf-Hügel (Missionar und Sprachforscher Johann Ludwig Krapf), Volkens-Hügel (Geobotaniker Georg Volkens), Bismarck-Hügel (Reichskanzler Otto von Bismarck) und Moltke-Stein (Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke) zu entnehmen. Auch seinen Begleiter ehrte er wiederum mit einem Namen, diesmal für einen Vulkankegel: Platz-Kegel. Viele dieser Namen sind noch immer in aktuellen, internationalen Trekkingkarten zu finden, doch mit dem Abschmelzen der großen Gletscher werden sie allmählich verschwinden. Der Platz-Kegel ist dort jedoch in Unkenntnis der Ableitung des Personennamens zu Cone-Place mutiert.



## VOM DEPOSITUM ZUR SCHENKUNG LUNKEWITZ

DAS ARCHIV DES AUFBAU-VERLAGS IN DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

Neben Nachlässen und Autographen bilden Verlagsarchive eine erstklassige Quelle für die Geschichte der wissenschaftlichen und schöpferischen Literatur. Verlagsarchive enthalten Briefwechsel zwischen Autoren und Verlegern, Werkmanuskripte, Gutachten, Rezensionen, Abrechnungen und weitere Dokumente, die Entstehung, Drucklegung, Verbreitung und Rezeption einzelner Bücher, die im Verlag veröffentlicht wurden, belegen. Sobald ein Verlagsarchiv im Verbundkatalog für Nachlässe und Autographen *Kalliope* nur teilweise erschlossen ist, melden sich Benutzer und Benutzerinnen bei der Abteilung Handschriften und Historische Drucke mit der Bitte um Einsichtnahme in einzelne Dokumente oder mit Bestellungen von Digitalisaten.

Eines der bedeutendsten Verlagsarchive in der Staatsbibliothek zu Berlin ist das Archiv des Aufbau-Verlags, der unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Berlin gegründet wurde und in wenigen Jahren zum wichtigsten Literaturverlag in der DDR aufstieg. Nicht nur zahlreiche ostdeutsche Autorinnen und Autoren veröffentlichten ihre Werke im Aufbau-Verlag, auch jene aus der Bundesrepublik erreichten ihre Leserschaft in der DDR in der Regel nur in Ausgaben des Aufbau-Verlags, ebenso mehrere Hundert ausländische Schriftstellerinnen, deren Werke im Auftrag des Verlags ins Deut-

sche übersetzt wurden. Einerseits entsprach das Verlagsprogramm den politischen Vorgaben der staatlichen Organe der DDR, andererseits lotete die Verlagsleitung immer wieder aus, wie weit die künstlerische Freiheit der ostdeutschen Künstlerinnen ausgedehnt werden konnte. Soweit das deutsch-deutsche Verhältnis im Bereich der Literatur bis 1989 beschrieben werden kann, sind die Quellen im Archiv des Aufbau-Verlags vorhanden. Faszinierend sind zum Beispiel die im Auftrag des Verlags erstellten Gutachten und Rezensionen über zahlreiche, in der Bundesrepublik erschienene literarische Werke. Durften die Romane von Heinrich Böll in der DDR gedruckt und gelesen werden?

**Prof. Dr. Eef Overgaauw** leitet die Abteilung Handschriften und Historische Drucke in der Staatsbibliothek zu Berlin

Bernd F. Lunkewitz  
Foto: SBB-PK / Hagen Immel



Der Aufbau-Verlag gehörte vor der Wende als kollektives sozialistisches Eigentum den mehr als 260.000 Mitgliedern des Kulturbundes der DDR. Der Verleger Bernd F. Lunkewitz übernahm den Verlag nach der Wiedervereinigung zunächst ohne Rechtsgrundlage von der Treuhandanstalt und erwarb schließlich 1995 vom Kulturbund e. V. das Eigentum am Verlag. Das mehrere hundert laufende Regalmeter (ca. 1,2 Mio. Blätter) umfassende Verlagsarchiv kam bereits kurz danach als Depositum des Verlegers in die Staatsbibliothek zu Berlin, wo es sofort die Aufmerksamkeit der Benutzer und Benutzerinnen auf sich zog. Das bereits vor der Wende angefertigte maschinenschriftliche Inventar des Verlagsarchives wurde ergänzt. Im Zeitraum von 2004 bis 2006 wurden die bis zur Wiedervereinigung entstandenen Teile des Verlagsarchivs im Auftrag der damaligen Bundesanstalt für Katastrophenschutz verfilmt und digitalisiert. Seitdem stehen wesentliche Teile des Verlagsarchivs an einem eigens dafür konfigurierten Rechner im Handschriftenlesesaal der Öffentlichkeit zur Verfügung. Aus rechtlichen Gründen können die Unterlagen nicht im Netz veröffentlicht werden.

Als der Verleger Bernd F. Lunkewitz den Verlag veräußerte, blieb das Verlagsarchiv weiterhin in seinem Besitz und als Depositum in der Staatsbibliothek zu Berlin. Bereits

2015 hatte Herr Lunkewitz die Übergabe des Verlagsarchivs an die Staatsbibliothek mit der damaligen Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf vereinbart. Die formale, vertraglich geregelte Übergabe erfolgte erst am 6. Juli 2021. Im Rahmen einer pandemiebedingt kleinen Feier wurde der Schenkungsvertrag formgerecht von Herrn Lunkewitz und Herrn Althenhöner, Ständigem Vertreter des Generaldirektors, unterzeichnet. Anlässlich dieser Feier wurde eine Reihe von Dokumenten aus den Gründerjahren des Verlags gezeigt, die nicht nur die Entstehung, sondern auch den schnellen Aufstieg des Verlags lückenlos dokumentieren. Ebenso lassen sich die komplexen Eigentumsverhältnisse anhand des Verlagsarchivs rekonstruieren. Nach seinem Berlin-Aufenthalt schrieb mir Herr Lunkewitz, der seinen Hauptwohnsitz in den USA hat: „Ich bin sehr froh, dass die Schenkung rechtsgültig abgeschlossen und das Archiv des Aufbau-Verlages auf Dauer für die Wissenschaft und Forschung gesichert ist“ und: „Die bei meinem Besuch präsentierten Originaldokumente waren in einem überraschend guten Zustand und haben mich sehr bewegt“.

Die Staatsbibliothek zu Berlin ist Herrn Bernd H. Lunkewitz zu großem Dank verpflichtet. Die Übergabe des Archivs des Aufbau-Verlages gehört zu den bedeutendsten Schenkungen aus der Nachkriegsgeschichte der Staatsbibliothek zu Berlin. Wir sind zuversichtlich, dass die in diesem Archiv enthaltenen Dokumente auch künftig das Interesse der Benutzer und Benutzerinnen der Bibliothek finden werden.

v.l.n.r.: Reinhard Althenhöner, Bernd F. Lunkewitz, Martin Lorentz (Leitung Rechte und Lizenzen im heutigen Aufbau-Verlag) und Prof. Dr. Eef Overgaauw  
Foto: SBB-PK / Hagen Immel



## ERNST LIESCHING UND SEINE FOTOGRAFIEEN AUS DEM ERSTEN WELTKRIEG

Im Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek befinden sich zwei Fotoalben sowie 288 Einzelaufnahmen von Ernst Liesching. Sie stammen aus dem Ersten Weltkrieg, wurden 2005 aus Familienbesitz übernommen und umfangreich erschlossen.

Bis vor kurzem war dem Bildarchiv nur wenig über den Urheber dieser Fotos bekannt. Wir kannten lediglich seinen Namen und wussten, dass Ernst Liesching ein Diplomingenieur aus Gelsenkirchen war, der im Ersten Weltkrieg als Offizier bei der Telegrafentruppe eingesetzt war, zunächst beim Serbienfeldzug der Mittelmächte im Herbst/Winter 1915/16 und anschließend bis Herbst 1918 an der Mesopotamienfront. Lebensdaten, familiärer Hintergrund, Werdegang vor und nach dem Kriegseinsatz waren allesamt unbekannt. Um das zu ändern, begann ich vor einigen Monaten eine Recherche in Sachen Ernst Liesching, die sich zunächst mühsam gestaltete, letztlich aber dazu führte, dass wir uns heute ein sehr viel besseres Bild vom Urheber dieses Bestands machen können.

### ERSTER HINWEIS AUF ANCESTRY.COM

Die Recherche begann mit dem Eintrag des Namens „Ernst Liesching“ in einer Suchmaschine. Einziger verwertbarer Treffer war die amerikanische Genealogie-Plattform

*ancestry.com*, die einen Teil ihrer Daten als Teaser ohne Bezahlung anbietet. Hier fand sich ein Eintrag zu einem am 4. Februar 1882 in Stuttgart geborenen Ernst Liesching, mit den Namen seiner Eltern, seiner Ehefrau sowie eines Sohnes. Konnte das der von uns gesuchte Ernst Liesching sein? 1915, als die an der Bayerischen Staatsbibliothek vorhandenen Fotoalben einsetzen, war der Stuttgarter Ernst Liesching 33 Jahre alt und damit im geeigneten Alter für einen Kriegseinsatz. Warum aber führte die Spur nach Stuttgart und nicht nach Gelsenkirchen, das uns aus einem von Liesching verfassten Zeitschriftenartikel als sein Wohnort bekannt war?

### STADTARCHIV STUTT GART: HERKUNFT UND FAMILIÄRER HINTERGRUND

Im nächsten Schritt fragte ich beim Stadtarchiv Stuttgart nach näheren Informationen zu dem auf *ancestry.com* gefundenen Ernst Liesching. Tatsächlich fand sich ein Eintrag im Melderegister der Stadt Stuttgart, der den im Internet gefundenen bestä-

„Lt. Liesching in Laube bei Tekrit“ [Tikrit/ Irak]

Dr. Eva Kraus ist Mitarbeiterin in der Abteilung Karten und Bilder der Bayerischen Staatsbibliothek



tigte: Am 4. Februar 1882 wurde in Stuttgart ein Ernst Heinrich Liesching geboren, als Sohn des Kaufmanns Fritz Liesching und der Luise Liesching, geb. Fritz. Verstorben ist dieser Ernst Liesching am 3. Januar 1965 in Neu-Ulm. Der familiäre Hintergrund des Stuttgarter Liesching ist interessant: Sein Vater war ein Enkel des Verlegers, Buch- und Kunsthändlers Samuel Gottlieb Liesching (1786–1864), der in Stuttgart einen Verlag gegründet hatte und sich in der liberalen Bewegung des 19. Jahrhunderts engagierte. Ernst Lieschings Onkel wiederum war der Rechtsanwalt und Politiker Theodor Gottfried Liesching (1865–1922), der von 1901 bis 1918 dem württembergischen Landrat und von 1912 bis 1918 dem Reichstag angehörte. Im November 1918 war er für drei Tage der letzte königlich württembergische Ministerpräsident. Ende 1918 beteiligte sich Theodor G. Liesching an der Gründung der DDP, und von November 1918 bis Februar 1922 bekleidete er das Amt des württembergischen Finanzministers. Der auf der Genealogie-Plattform erwähnte Ernst Liesching entstammte also einer großbürgerlich-liberalen Verleger-

familie aus Stuttgart. Wie passt das zu unserem Diplomingenieur aus Gelsenkirchen? Handelte es sich tatsächlich um ein und dieselbe Person?

#### STADTARCHIV NEU-ULM: DIREKTOR DER STADTWERKE

Vom Stadtarchiv Stuttgart wusste ich inzwischen, dass der dort verzeichnete Ernst Liesching 1965 in Neu-Ulm verstorben ist. Meine Anfrage beim dortigen Stadtarchiv war erfolgreich: Aus der Meldekarte ließ sich ersehen, dass Ernst Liesching, Beruf ‚Dipl. Ing., Direktor der Stadtwerke‘ erst wenige Monate vor seinem Tod nach Neu-Ulm gezogen war, aus Gelsenkirchen-Buer! Damit war klar, dass ‚unser‘ Ernst Liesching mit dem in Stuttgart geborenen identisch war. Die Lebensdaten des Urhebers unserer Fotografien aus dem Ersten Weltkrieg sowie sein Geburts- und Sterbeort waren uns nun bekannt. Diese nackten Zahlen vermitteln aber noch keine Vorstellung vom Leben des Ernst Liesching, deshalb ging die Suche weiter. Wo hatte er studiert? Wie hat es ihn aus

Stuttgart nach Gelsenkirchen verschlagen? Und welchen Stadtwerken war er als Direktor vorgestanden?

#### INGENIEURSTUDIUM

Zunächst zur Ausbildung: Der im Jahr 1882 geborene Ernst Liesching muss um 1900 studiert haben. Die Ingenieurwissenschaften waren damals eine noch junge Fachrichtung, die lukrative Beschäftigung in boomenden Industriezweigen versprach, vergleichbar einem Informatikstudium einhundert Jahre später. Ab den 1870er-Jahren hatte eine verstärkte Akademisierung der Ingenieursausbildung eingesetzt, und erst 1899 durften im Deutschen Reich das erste Mal die akademischen Grade eines Diplomingenieurs sowie eines Doktors der Ingenieurwissenschaften verliehen werden.

Wo könnte Liesching studiert haben? Nur zwölf Technische Hochschulen boten um 1900 im Deutschen Reich ein natur- bzw. ingenieurwissenschaftliches Studium an, darunter die späteren Technischen Universi-

täten von Aachen, Karlsruhe und München. Für den in Stuttgart lebenden Liesching war die naheliegendste Ausbildungsstätte die ‚Königlich Technische Hochschule Stuttgart‘ (seit 1890 TH). Leider wurden im Zweiten Weltkrieg fast alle Akten und Unterlagen der früheren TH (und heutigen Universität) Stuttgart zerstört. Erhalten haben sich aber die Matrikelbücher aus der Zeit um 1900, die das Universitätsarchiv Stuttgart komplett digitalisiert zur Recherche im Internet anbietet. Tatsächlich findet sich darin der Student Ernst Liesching aus Stuttgart, der von Herbst 1901 bis Ostern 1905 in Stuttgart ein Maschinenbau-Studium absolvierte, das er im Dezember 1905 an der (erst 1904 gegründeten) TH Danzig mit dem akademischen Grad eines Diplomingenieurs und im Mai 1906 – zurück in Stuttgart – mit dem Grad eines ‚Regierungsbauführers (Dipl. Ing.)‘ abschloss.

#### ZWISCHENERGEBNIS

Von Ernst Liesching war nun bekannt, dass er seine Kindheit, Jugend und Studienjahre bis zum Abschluss im Jahr 1906 überwie-

Bilder aus Album I: Eseltreiber in Štip/Nordmazedonien, Feb. 1916



Bild aus Album II: Deutscher Offizier beim Friseur, Aleksandrovac/Serbien, Okt. 1915

gend in Stuttgart verbracht hatte, dass er von 1915 bis 1918 Kriegsdienst auf dem Balkan und im Nahen Osten leistete und 1964 von Gelsenkirchen nach Neu-Ulm zog, wo er, wie oben erwähnt, 1965 verstarb. In seiner beruflichen Laufbahn hatte er es bis zum Direktor der Stadtwerke einer noch unbekannteren Stadt gebracht.

Um mehr über Lieschings Verbleib in der Zeit zwischen 1906 und 1915 sowie über seinen Werdegang nach 1918 herauszufinden, half zunächst noch einmal ein Blick auf ancestry.com, wo für Ernst Liesching auch die Geburt seines Sohnes Wolfgang im Jahr 1913 in Essen verzeichnet war. Die Vermutung liegt nahe, dass es Liesching nach dem Studium für eine Stelle ins prosperierende Ruhrgebiet verschlagen hatte. Genaueres über Lieschings Werdegang bis zu seinem Kriegseinsatz wissen wir leider bis heute nicht; eine Anfrage beim Stadtarchiv Essen blieb ohne Antwort und im Stadtarchiv Gelsenkirchen war nichts über Liesching zu finden.

#### ENTNAZIFIZIERUNGSAKTE: STADTWERKE GELSENKIRCHEN

Über digitalisierte Adressbücher Gelsenkirchens im Internet, die für Ernst Liesching von mindestens 1939 bis 1961 eine Wohnadresse in Gelsenkirchen-Buer angaben, ließ sich sein Wohnort für die Zeit nach Kriegsende ermitteln. Damit konnte ich schließlich beim Landesarchiv NRW in Duisburg Lieschings Entnazifizierungsakte ausfindig machen. Im darin befindlichen Fragebogen des ‚Military Government of Germany‘ vom

1. August 1946 macht Ernst Liesching detaillierte Angaben über sein Leben. Demnach bekleidete er von Juli 1919 bis Juni 1931 den Posten des Direktors der Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke Gelsenkirchen. Zum 1. Juli 1931 wurde er mit gerade einmal 49 Jahren in den Ruhestand versetzt. Grund war die bereits 1928 erfolgte Fusion der Stadt Gelsenkirchen mit ihrer Nachbarstadt Buer, in deren Folge es auf dem neuen Stadtgebiet zwei Gas- und Wasserwerke mit zwei Direktoren gab – einen mehr als dauerhaft benötigt. Als Lieschings Vertrag 1931 nach zwölf Jahren ohnehin auslief, wurde er deshalb als Kommunalbeamter pensioniert. Der vergleichsweise junge Pensionär engagierte sich in der Folge für viele Jahre als ehrenamtlicher Geschäftsführer der Vereinsbezirke Rheinland und Westfalen des Deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern (DVGW).

#### MITGLIEDSCHAFTEN UND KRIEGSEINSATZ 1915–1918

Von Lieschings privaten Interessen zeugen u. a. die im Fragebogen der Entnazifizierungsakte genannten Mitgliedschaften beim Kegelklub Buer, beim Sauerländischen

Gebirgsverein sowie beim Verein für Bodenreform. Außerdem war er ‚Alter Herr‘ der beiden Burschenschaften, denen er als Student in Stuttgart und Danzig angehört hatte. Seit 1907 war er außerdem Mitglied im Verein Deutscher Ingenieure (VDI). Auch sein Kriegseinsatz im Ersten Weltkrieg findet sich in Lieschings Fragebogen von 1946 wieder. Er war laut eigenen Angaben Mitglied im ‚Bund der Asienkämpfer – Vereinigung der Asienkämpfer, Balkankämpfer und Orientfreunde e. V.‘, einem Veteranenbund des Asien-Korps. Daneben gehörte er der ‚Kameradschaftlichen Vereinigung ehemaliger Angehöriger der Nachrichtentruppen Rheinland und Westfalen‘ an. Laut Lieschings Angaben im Fragebogen erhielt er für seine Einsätze im Ersten Weltkrieg mehrere Auszeichnungen. Politisch stand Liesching vor 1933 im nationalliberalen Lager: Bei den Reichstagswahlen vom November 1932 und vom März 1933 gibt er im Fragebogen an, die Deutsche Volkspartei (DVP) gewählt zu haben. In der Zeit des Nationalsozialismus tat sich Liesching politisch nicht groß hervor. Zwar trat er 1937 aus der evangelischen Kirche aus, schloss sich der nationalreligiös-völkischen Bewegung von Mathilde Ludendorff (Frau des Generals Erich Ludendorff) an und

trat noch 1942 der NSDAP bei. Vom zuständigen Entnazifizierungsausschuss wurde Ernst Liesching 1946 aber als ‚politisches Kind‘ bezeichnet und entlastet. Über Lieschings Verbleib nach 1946 ließ sich lediglich ermitteln, dass er Gelsenkirchen im Frühling 1964 nach mehreren Jahrzehnten verließ und sich mit seiner aus Ulm stammenden Frau Paula, geb. Hopff in Neu-Ulm ansiedelte, wo er ein Jahr später 82-jährig starb. Damit rundet sich das Bild ab, das wir vom Urheber zweier Fotoalben und von 288 Einzelaufnahmen aus dem Ersten Weltkrieg im Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek haben. Worin genau besteht die Sammlung Ernst Liesching?

#### LIESCHINGS FOTOS VOM BALKAN (1915/16)

Die beiden Fotoalben enthalten Fotografien aus dem Zeitraum September 1915 bis Februar 1916. Die Bilder stammen von Kriegsschauplätzen auf dem Balkan, vor allem aus Serbien (Vršac, Deliblato, Požarevac, Zabari, Jagodina, Paraćin) und Nordmazedonien (Skopje, Veles, Štip). Liesching war bei der ‚Schweren Funkenstation‘ Nr. 37, einer Telegrafentruppe, die das Vorrücken der 11. Armee gegen Serbien begleitete und über Fernmeldeanlagen das Übermitteln von



Deutscher Offizier in gemauertem Graben mit Hundehütte und Blumenbeet



Deutsche und türkische Offiziere beim Kaffee in einem Aushub



Kilidsh-Ali Pascha Moschee in Konstantinopel



Alter Kaikruderer in  
Konstantinopel

Nachrichten innerhalb der Armee sicherstellte. Album I (In Serbien und Macedonien. Bei der Schwere Funkstation Nro. 37. Sept. 1915–Febr. 1916) im Querformat enthält auf 54 Seiten 209 Fotografien, Album II (Serbien Sept. 15–Febr. 16) im Hochformat zeigt auf 24 Seiten 158 Aufnahmen. Beide Alben decken den gleichen Zeitraum ab, beinhalten überwiegend identische Schauplätze und unterscheiden sich auch in den Motiven der Bilder kaum. Weshalb

Liesching zwei verschiedene Alben anlegte, bleibt offen. Als Mitglied der Telegrafentruppe befand sich Liesching fern der Kampfhandlungen. Seine Fotos zeigen zivilen Alltag vor dem Hintergrund eines eher in der Ferne stattfindenden Krieges. Viele seiner Aufnahmen von Landschaften, Tieren, Städtchen und Dörfern könnten auch touristischen Ursprungs sein. Einem Ethnologen gleich fängt Liesching Alltagsszenen aus einer für heutige Betrachter längst vergangenen Zeit ein: Marktszenen, das Verladen eines Schweines für die Fähre über die Donau, und immer wieder Einheimische – Stiefelputzer, spielende Kinder, Eseltreiber, Händler, Lieschings jeweilige Quartiergeber u. v. m. Soldaten zeigt Liesching vor allem im nicht-kriegerischen Alltag: beim Entlausen, beim Nachmittagskaffee, bei der Jagd oder bei Besichtigungen. Man gewinnt aus seinen Bildern den Eindruck eines überwiegend friedlichen Auf-



Kaufmann und Gemüsehändler  
Muhammad bin Abuwâ

enthalt der Funker in Serbien und Nordmazedonien. Im Februar 1916 endete Lieschings Stationierung auf dem Balkan, die letzten Bilder in Album I dokumentieren seine Fahrt über Budapest zur Telegraphen-Kaserne in Berlin-Treptow.

#### LIESCHINGS FOTOS AUS KONSTANTINOPOL UND MESOPOTAMIEN (1916–1918)

Lieschings Kriegseinsatz war damit aber nicht beendet. Von Herbst 1916 bis Sommer 1918 diente er an

der Mesopotamienfront, einem Nebenkriegsschauplatz des Ersten Weltkriegs, wo deutsche Truppen an der Seite des Osmanischen Reiches gegen Großbritannien kämpften. Aus dieser Zeit besitzt die Bayerische Staatsbibliothek 288 Einzelaufnahmen (Negative, Dias und Abzüge) von Ernst Liesching. Die Durchgangsstation zur Front war für die deutschen ‚Orientkämpfer‘ Konstantinopel (heute Istanbul). Hier hielt sich Liesching sowohl im Sommer 1916 als auch im September 1918 jeweils



für mehrere Wochen auf und wartete auf den Weitertransport zur Front bzw. nach Hause. Etwa 50 Fotos sind von dort erhalten. Auch Lieschings Konstantinopel-Fotos von Gebäuden, Menschen und Straßenszenen wirken in erster Linie touristisch.

Der Großteil der Einzelaufnahmen – knapp 190 Fotos – stammt aber von Lieschings eigentlicher Station, aus dem Irak, wo

er fast zwei Jahre stationiert war. In Bagdad leitete er die ‚Schwere Funkstation 4 der Kaiserlich deutschen Funkerabteilung 151‘, die der 6. Türkischen Armee zugeteilt war. Die Station befand sich am Standort des Oberkommandos der 6. Armee und verkehrte zum einen mit den in der Armeefront eingesetzten Funkstationen und zum anderen mit einer Großstation in Konstantinopel. Lieschings Bilder stammen aus Bagdad, Tikrit, Kirkuk, Mosul sowie vom Tigris (El-Humr). Sie zeigen die



Deutsche Soldaten beim Feldgottesdienst in Mesopotamien

Errichtung einer Funkstation im Irak durch deutsche und türkische Soldaten, Offiziere in ihrer Freizeit und im Alltag sowie einmal mehr die einheimische Bevölkerung. Ernst

Lieschings Fotoalben und die Einzelbilder sind komplett digitalisiert und online recherchierbar. Einer wissenschaftlichen Bearbeitung seiner Fotografien ist nun, da wir mehr über seine Person

wissen, eine gute Grundlage geboten.

*Ernst Liesching: Funkstation in Bagdad. Zur Geschichte der Funkerabteilung 151, in: Die F-Flagge. Fachblatt für die Angehörigen der Nachrichtentruppe und Truppennachrichtenverbände des Heeres und der Luftwaffe, Jg. 9 (1933), Nr. 9, S. 135-138, Fortsetzung in: Die F-Flagge Jg. 10 (1934), Nr. 9, S. 95-96.*  
*Fritz Thiele: Zur Geschichte der Nachrichten-Truppe 1899-1924, Bd. 1, Berlin 1925.*

Im Hintergrund ein  
Funkmast, Bagdad.



[http://daten.digitalisierungen.de/bsb00133550/image\\_1](http://daten.digitalisierungen.de/bsb00133550/image_1)



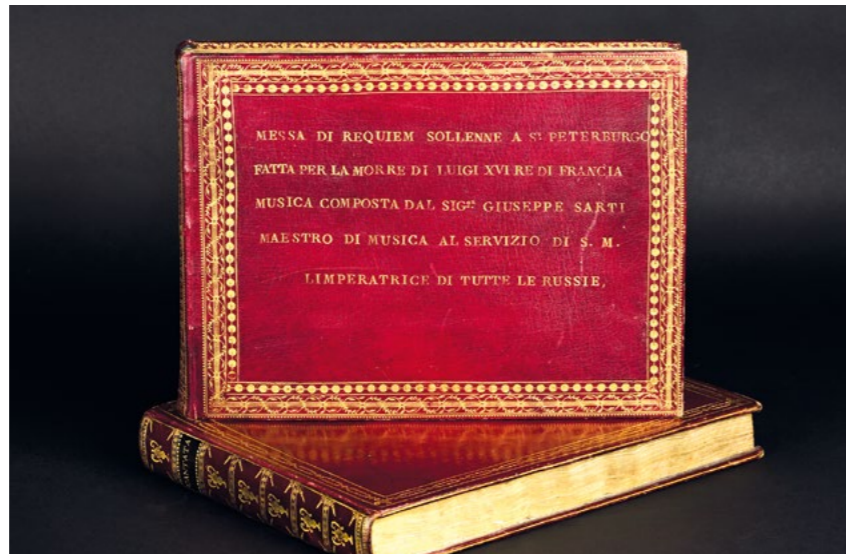
### NEU IN BERLIN: ZWEI KOMPOSITIONEN VON GIUSEPPE SARTI FÜR DEN RUSSISCHEN ZARENHOF

Der russische Zarenhof in Sankt Petersburg entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem wichtigen kulturellen und musikalischen Zentrum, das zahlreiche Künstler aus ganz Europa anzog. Zur illustren Reihe italienischer Opernkomponisten, die unter den Zarinne Elisabeth (reg. 1741–1762) und Katharina der Großen (reg. 1762–1796) als Hofkapellmeister in Sankt Petersburg wirkten, gehört neben Giovanni Paisiello und Domenico Cimarosa auch Giuseppe Sarti. Der 1729 in Faenza geborene Sarti wurde 1784 nach Sankt Petersburg berufen und war mit Unterbrechungen bis 1801 am Zarenhof tätig. Nicht zuletzt aus gesundheitlichen Gründen entschloss sich der mittlerweile 72jährige Komponist 1801, nach Italien zurückzukehren, verstarb aber im Juli 1802 während eines längeren Zwischenaufenthaltes in Berlin und wurde in der Berliner Hedwigskathedrale beigesetzt. Neben Opern komponierte Sarti am russischen Hof auch großangelegte Werke für offizielle Feierlichkeiten.

Zwei dieser Werke konnte die Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin nun in prachtvollen, kalligraphischen Partiturabschriften erwerben: ein feierliches Requiem, das 1793 im Auftrag der Zarin Katharina für eine Gedenkfeier für den im revolutionären Paris hingerichteten französischen König Ludwig XVI. entstand, sowie eine allegorische Glückwunschkantate *Il genio della Russia* anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten für Katharinas Sohn und Nachfolger Paul I. im April 1797 in Moskau. Beide Partituren wurden von professionellen, möglicherweise wie Sarti aus

Italien stammenden Kopisten in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu den Erstaufführungen der beiden Werke angefertigt. Das Titelblatt des Requiems weist Zusätze einer zweiten Schreiberhand auf, bei der es sich möglicherweise um die Hand des Komponisten handelt. Eingebunden sind die Partituren in prachtvolle rote Maroquin-Einbände eines Petersburger Buchbinders, die vermuten lassen, dass die Bände als Dedikationsexemplare für eine einflussreiche Persönlichkeit am Zarenhof angefertigt wurden.

Foto: SBB-PK / Carola Seifert



### SCHENKUNG TOPOGRAPHISCHER KARTEN AUS JAPAN UND KOREA AN DIE KARTENABTEILUNG DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

Die Sammlung an (amtlichen) topographischen Kartenserien aus und über die ganze Welt ist eine der großen Stärken der Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin. Die langjährige Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (früher

Sondersammelgebiet Topographische Karten, heute Fachinformationsdienst Kartographie und Geodaten) hat den Bestandsaufbau maßgeblich befördert, die Kartenserien sind zudem in einer speziellen Datenbank *Topo-Liste* zusammengestellt. Für Japan und Korea sind nun – unterstützt durch den Freundeskreis für Cartographica – aus privaten Schenkungen von Dr. Tilman Schlegelberger und

Prof. Dr. Eckart Dege verschiedene großmaßstäbige Kartenwerke als willkommene Ergänzungen übergeben worden. Da es sich bei den mehreren tausend Kartenblättern teilweise auch um andere Ausgaben gegenüber dem vorhandenen Bestand handelt, können hier nun mehrere Zeitschnitte die Entwicklungen in den Ländern abbilden.

### DEUTSCHE FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT STELLT DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK FÖRDERMITTEL IN HÖHE VON 8,6 MILLIONEN EURO BEREIT

Die Bayerische Staatsbibliothek ist in der Förderlinie Fachinformationsdienste für die Wissenschaft (FID) der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) zum dritten Mal in Folge mit drei Fortsetzungsanträgen erfolgreich. Für die Jahre 2022 bis 2024 erhält die Bibliothek Fördermittel in Höhe von 8,6 Millionen Euro. Sie dienen dem weiteren Ausbau der drei Fachinformationsdienste Altertumswissenschaften, Geschichtswissenschaft und Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa. Mit der Förderung baut die Bibliothek maßgeschneiderte Informationsangebote für einzelne Wissenschaftsdisziplinen auf: Die Fachinformationsdienste stellen die aktuellsten forschungsrelevanten Ressourcen bereit – jährlich insgesamt etwa 50.000 neue Print-Bücher, ca. 10.000 laufende Zeitschriften und ein stetig wachsendes Spektrum elektronischer Publikationen. Sie entwickeln zudem digitale Services für den wissenschaftlichen Spitzenbedarf, darunter fachspezifische Rechercheportale. Übergeordnetes Ziel ist es, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in Deutschland kostenfrei und ortsunabhängig einen schnellen und direkten Zugriff auf Spezialliteratur sowie forschungsrelevante Informationen zu ermöglichen. Folgende drei Fachinformationsdienste werden von der DFG gefördert:

**FACHINFORMATIONSDIENST GESCHICHTSWISSENSCHAFT**  
Der gemeinsam von Deutschem

Museum und der Bayerischen Staatsbibliothek betriebene FID bietet unter [www.historicum.net](http://www.historicum.net) ein breites Spektrum an Services für Historikerinnen und Historiker. Für die neue Förderphase stehen der Ausbau der bestehenden Services (u. a. *historicumSEARCH*, *recensio.regio*, Deutsche Historische Bibliografie), die weitere Etablierung des Fachinformationsdienstes als Schnittstelle zwischen Bibliotheken und Wissenschaft sowie die verstärkte Öffentlichkeitsarbeit im Vordergrund. [www.historicum.net](http://www.historicum.net)



**FACHINFORMATIONSDIENST OST-, OSTMITTEL- UND SÜDOSTEUROPA**  
Der FID ist geistes- und sozialwissenschaftlich ausgerichtet. Er bietet ein umfassendes Spektrum an Services zu einem Raum, der derzeit wieder stark in den Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit rückt: Das Portfolio reicht von kommerziellen und im Open Access verfügbaren Print- und E-Medien über digital publizierte Ego-Dokumente und spezielle Themendossiers bis hin zur Unterstützung beim Forschungsdatenmanagement. 2022 bis 2024 werden die Services konsolidiert und durch explorative Vorhaben wie den Einsatz künstlicher Intelligenz bei der digitalen Texterkennung und der Inhaltserschließung ergänzt. [www.osmikon.de](http://www.osmikon.de)



### FACHINFORMATIONSDIENST ALTERTUMSWISSENSCHAFTEN – PROPYLAEUM

In Kooperation mit der Universitätsbibliothek Heidelberg bietet die Bayerische Staatsbibliothek mit dem Informations- und Publikationsportal [www.propylaeum.de](http://www.propylaeum.de) Services für ein breites Spektrum altertumswissenschaftlicher Disziplinen an. Die Integration der Gnomon-Datenbank, die insbesondere für die Arbeit von Althistorikerinnen und Althistorikern und klassischen Philologinnen und Philologen wesentlich ist, wird in der dritten Förderphase konsolidiert und weiterentwickelt. Zudem wird das Recherchetool *PropylaeumSEARCH*, das isolierte Datenquellen vernetzt, durch die Anbindung an die Ortsbezüge sowie den Weltthesaurus des Deutschen Archäologischen Instituts weiter ausgebaut und verbessert. [www.propylaeum.de](http://www.propylaeum.de)



### 600 JAHRE ALTES MISSALE ZIEHT IN DIE BERLINER HANDSCHRIFTENSAMMLUNG EIN

Eine großzügige Geldspende von Frau Ute und Herrn Frank Däberitz ermöglichte es der Staatsbibliothek zu Berlin, beim Antiquariat Textmanuscripts (Chicago/Paris) ein sehr schönes handschriftliches Missale zu erwerben. Die Handschrift auf Pergament entstand 1420 in Köln oder in der Umgebung Kölns und wurde über einen Zeitraum von mehr als 300 Jahren in einer rheinischen Kapelle für die Messfeier verwendet.



### KURZWEILIG UND LEHRREICH: DER SÜDOSTEUROPA-SCIENCE-SLAM DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Wie funktioniert die Donau? Warum gibt es einen Rosenkrieg zwischen serbischen und montenegrinischen Autokraten? Wer hat die Türken eingeladen? Diese und weitere Fragen wurden am 10. Februar 2022 beim digitalen Südosteuropa-Science-Slam beleuchtet. Sechs Wissenschaftler:innen traten

an, um das Publikum von der eigenen Forschung zu begeistern. Anlass der Veranstaltung war die bis März gezeigte Jahresausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) ‚Facing the Balkans. Südosteuropa in Fotografien von Harald Schmitt‘. Eigentlich sollte der Science-Slam im Fürstensaal der BSB inmitten der ausgestellten Fotografien stattfinden, doch die Pandemie erzwang eine Verlegung



ins Digitale. Das hatte auch Vorteile, denn so konnten auch Teilnehmer:innen außerhalb Bayerns dabei sein. Aus Podgorica, Wien, Tübingen, Sarajevo und Sibiu schalteten sich die Forschenden zu. Dabei waren von der Masterstudentin

hin zum Professor alle Karrierestufen vertreten. Das Publikum erhielt einen Einblick in aktuelle Forschungsprojekte in den Politik-, Geschichts- und Literaturwissenschaften. Mehr als 100 Zuschauer:innen verfolgten die 10-minütigen Präsentationen und durften über den besten Slambeitrag abstimmen. Am Ende gewann der Historiker Frederik Lange, der an der Universität Regensburg promoviert, mit seinem Beitrag *An der Grenze der Vernunft. Oder: Wie Wien und Belgrad um die Wiener Flussinseln stritten*. Als Siegerprämie erhielt er ein Probierpaket mit verschiedenen süßen Brotaufstrichen aus Südosteuropa, darunter nordmazedonische Haselnusscreme, bosnischer Hagebuttenaufstrich und serbisches Pflaumenmuss. Doch auch die anderen Teilnehmer:innen gingen nicht leer aus. Als Dank erhielten alle Slammer:innen einen Ausstellungskatalog.

### MENSCH | MASCHINE | KULTUR – NEUES PROJEKT ZUR KÜNSTLICHEN INTELLIGENZ FÜR DAS DIGITALE KULTURELLE ERBE IN DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

Künstliche Intelligenz (KI) ist einer der wichtigsten technologischen Trends der letzten Jahre. Für Bibliotheken wie die SBB-PK bieten die auf diesem Gebiet erzielten Fortschritte ein enormes Potential, um bestehende Arbeitsbereiche zu verbessern und neue Dienstleistungen zu schaffen. In Drittmittelprojekten wie QURATOR (<https://qurator.ai>) konnte die SBB-PK in den vergangenen Jahren bereits umfangreiche Expertise im Bereich der KI aufbauen. Die Bibliothek ist nun hocherfreut über eine Zuwendung der Beauftragten der Bundesregierung für

Kultur und Medien, die es – im Rahmen der *Nationalen KI-Strategie des Bundes* – erlaubt, die begonnenen Arbeiten in einem neuen Projekt fortzusetzen und auszuweiten. Dazu sind insgesamt vier Teilprojekte vorgesehen, die – aufeinander abgestimmt – unterschiedliche Zielsetzungen mit den dafür geeigneten KI-Verfahren kombinieren. *Teilprojekt 1 – Intelligente Verfahren für die generische Dokumentanalyse* stellt multimodale KI-Verfahren für die Dokumentenanalyse bereit, so dass qualitativ hochwertige Volltexte und Strukturdaten aus digitalisierten Beständen gewonnen werden. *Teilprojekt 2 – Bildanalyseinstrumente zur Erschließung des digitalen Kulturellen Erbes* vertieft begonnene Arbeiten zur Bildähnlichkeitsuche durch Erkennung, Extraktion

und Klassifizierung von digitalen Bildinhalten. *Teilprojekt 3 – KI-unterstützte Inhaltsanalyse und Sacherschließung* schafft technische Möglichkeiten, um in den Fachabteilungen vorhandene Expertise für die Optimierung von KI-Technologien nutzbar zu machen und unterstützt andererseits die Expert:innen in den Fachabteilungen mit semi-automatisierten Verfahren für die Inhalts- und Sacherschließung. *Teilprojekt 4 – Datenbereitstellung und Kuratierung für KI* bündelt und dokumentiert für KI geeignete Datenangebote und macht diese öffentlich zugänglich. Zudem werden Richtlinien erarbeitet und mit der Community abgestimmt, wie qualitativ oder ethisch problematische Bestände und Inhalte erkannt und behandelt werden sollten.

### DIE GESELLSCHAFT FÜR INTERNATIONALE ZUSAMMENARBEIT (GIZ) SCHENKT DER BERLINER STAATSBIBLIOTHEK ZWEI BRIEFE HUMBOLDTS

Die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) hat der Staatsbibliothek zwei Briefe von Alexander von Humboldt, die an entlegener Stelle in den Akten der GIZ aufgefunden wurden, als Geschenk übergeben. Thorsten Schäfer-Gümbel, Mitglied des Vorstands der GIZ, überreichte die beiden Dokumente am 25. März 2022 an Generaldirektor Dr. Achim Bonte. Alexander v. Humboldt schreibt zum einen am 1. Juli 1854 aus Berlin an einen unbekanntes Adressaten, bei dem er sich für einen geistreichen Brief bedankt und erklärt, dass er trotz Zeitknappheit den Sanskritforscher Theodor Goldstücker (1821–1872) empfangen werde. Der zweite Brief

vom 23. Oktober 1858 ist an den Theologen Gustav Schweitzer in Hamburg gerichtet, dem er Glückwünsche zu seiner neuen Stelle als Hofprediger des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha übermittelt. Äußerst bemerkenswert ist hier die Nachschrift des fast 90-jährigen Humboldt zu einem aktuellen Problem, der Sklavenjagd in Afrika und an anderen Orten, die er nachdrücklich

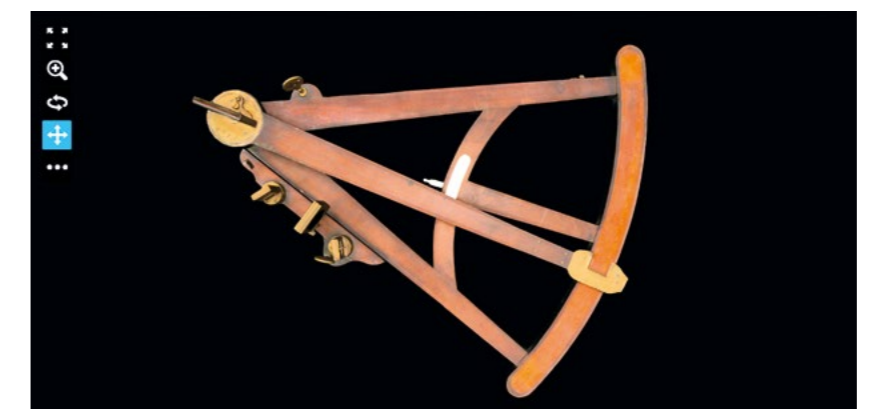
und auf das schärfste verurteilt. v. l. n. r.: Dr. Ralf Breslau (Abteilung Handschriften und Historische Drucke); Prof. Dr. Eef Overgaauw (Leiter der Abteilung Handschriften und Historische Drucke); Generaldirektor Dr. Achim Bonte, Thorsten Schäfer-Gümbel, Markus Kurdziel, Referent von Herrn Schäfer-Gümbel. Foto: SBB-PK/Carola Seifert



### BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK: BAVARIKON PRÄSENTIERT DAS 100. 3D-MODELL

Das Internetportal bavarikon hat im Februar einen neuen Meilenstein erreicht: Das 100. 3D-Modell ging online. Der Spiegel-Oktant von John Goater aus dem Jahr 1770 ist Teil der Sammlung ‚Messung von Zeit und Raum: Historische Messinstrumente aus dem Deutschen Museum‘. Mit dem im 18. Jahrhundert entwickelten Winkelmessinstrument ließ sich von Seefahrern der geografische Breitengrad des Aufenthaltsortes ermitteln. Zur astronomischen Navigation mussten über einen Spiegel Horizont und Gestirn angepeilt werden.

Alle 3D-Modelle werden in der Regel durch das Münchner Digitalisierungszentrum (MDZ) der Bayerischen Staatsbibliothek vor Ort mit Hilfe von 3D-Vermessung bei den bavarikon-Partnern erstellt und anschließend in einem aufwendigen Nachbearbeitungsprozess für die User so aufbereitet, dass sie auf der Webseite von bavarikon hin und her bewegt, verkleinert, vergrößert und gedreht werden können. Damit kommen die Webseitenbesucher den Objekten so nahe, wie es sonst kaum möglich ist. [www.bavarikon.de/3dobjects](http://www.bavarikon.de/3dobjects) bavarikon ist das Internetportal des Freistaats Bayern zur Präsentation von Kultur- und Wissensschätzen aus Einrichtungen in Bayern. Den laufenden technischen, redaktionellen und organisatorischen Betrieb von bavarikon trägt die Bayerische Staatsbibliothek.



### DIE BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK SCHLIESST DFG-PROJEKT ZUR KATALOGISIERUNG ILLUMINierter HANDSCHRIFTEN NICHT-DEUTSCHER PROVENIENZ ERFOLGREICH AB

Die Bayerische Staatsbibliothek verfügt über einen herausragenden Bestand an mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Codices, die auch außerhalb Deutschlands und Bayerns dekoriert wurden. Neben Handschriften aus Italien sind hier Codices zu nennen, die in Frankreich und den benachbarten Regionen (Belgien, Niederlande) mit Buchmalerei ausgestattet wurden. Insgesamt wurden 425 Handschriften, die in der Zeit zwischen dem späten 10. und dem frühen 16. Jahrhundert in dieser Region illuminiert wurden, in zwei DFG-geförderten Teilprojekten von Oktober 2013 bis Dezember 2021 kunsthistorisch erschlossen und veröffentlicht. Im 1. Projekt wurden insgesamt 294 Handschriften aus der Zeit vom 10. bis

zum Ende des 14. Jahrhunderts beschrieben, darunter 15 Beschreibungen englischer und spanischer Handschriften aus dem 11. bis 15. Jahrhundert. Die jüngeren Handschriften mit französischer, niederländischer und flämischer Provenienz vom 15. bis zum frühen 16. Jahrhundert wurden ab 2018 im nun abgeschlossenen 2. Teilprojekt bearbeitet. Die Ergebnisse der Katalogisierung sind bereits online zugänglich: sie wurden bereits vorab auf Manuscripta mediaevalia veröffentlicht und werden demnächst in das Nachfolgerprojekt Handschriftenportal migriert. [www.manuscripta-mediaevalia.de](http://www.manuscripta-mediaevalia.de) <https://handschriftenportal.de> Nach dem Abschluss der Katalogisierung der illuminierten Handschriften nicht-deutscher Provenienz soll die systematische wissenschaftliche Erschließung der in Deutschland illuminierten Handschriften von 1350 bis 1520 angegangen werden.



Printpublikation: Bauer-Eberhardt, Ulrike, Die illuminierten Handschriften französischer Herkunft in der Bayerischen Staatsbibliothek. Teil 2: Vom 15. Jahrhundert bis um 1540; flämische und niederländische Handschriften (Wiesbaden: Reichert, erscheint 2022) Clm 829: Handschrift mit Werken Vergils (Bucolica, Georgica und Aeneis), Brügge, Ende 15. Jh.



### NUTZENDENRAT DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN ERSTMALS ZUSAMMENGEKOMMEN

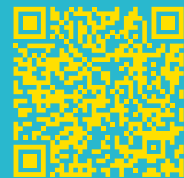
Am 4. März 2022 war es so weit: Der neugegründete Nutzenrat der Staatsbibliothek zu Berlin traf erstmals zusammen. 16 Nutzer:innen repräsentieren die diverse Nutzendenschaft der Stabi, in der jede Person andere Schwerpunkte setzt und eigene Bedürfnisse mitbringt: Zugriff auf digitale Angebote oder rege Bestandsnutzung vor Ort? Langjährige Nutzende auf dem Höhepunkt ihrer

wissenschaftlichen Karriere oder ganz neue Nutzer:innen beim Lernen für das anstehende Examen? Personen mit Kindern oder Deutsch als Zweitsprache? Lebensmittelpunkt im Ausland oder tägliche Stammgäste an den Arbeitsplätzen? Unter den Linden oder Potsdamer Straße? Entsprechend war die Sitzung dann auch dem Kennenlernen der Mitglieder gewidmet und einem Austausch über das jeweils eigene Verhältnis zur Staatsbibliothek. Als Höhepunkte in der Stabi-Nutzung erwiesen sich dabei die digitalen Angebote, die große Ruhe und gute Arbeitsatmosphäre in den Lesesälen sowie ganz besonders die freundlichen und hilfsbereiten Mitarbeitenden der Bibliothek. Freud

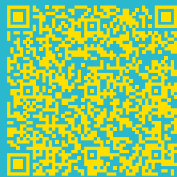
und Leid liegen aber oft nah beieinander, denn während elektronische Ressourcen zwar geschätzt werden, trüben Zugriffsmodalitäten und Suche im Stabikat das Erlebnis momentan leider noch zu oft. Außerdem fehlt es an angenehmen Lounge-Bereichen für informelle Gespräche oder Videokonferenzen. Und bei aller – sehr großen – Liebe zum Haus Potsdamer Straße: Die Generalinstandsetzung drängt! Nun liegt der Ball wieder bei der Bibliothek: Welche Themen können schnell und mit hoher Erfolgswahrscheinlichkeit umgesetzt werden und wo müssen dickere Bretter gebohrt werden? Die nächsten Monate werden es zeigen, denn spätestens im Herbst erwartet der Nutzenrat erste Ergebnisse!

## WE STAND WITH UKRAINE

Extended scholarship offers for Ukrainian academics and librarians in Berlin:  
<https://slavistik-portal.de/en/stand-with-ukraine-shbpk-stipendienangebote.html>



Support for Ukrainian academics and librarians:  
[https://www.osmikon.de/news/nachricht-einzelansicht?tx\\_news\\_pi1%5Baction%5D=detail&tx\\_news\\_pi1%5Bcontroller%5D=News&tx\\_news\\_pi1%5Bnews%5D=116&cHash=59689be619025dfb179166eece309d70](https://www.osmikon.de/news/nachricht-einzelansicht?tx_news_pi1%5Baction%5D=detail&tx_news_pi1%5Bcontroller%5D=News&tx_news_pi1%5Bnews%5D=116&cHash=59689be619025dfb179166eece309d70)



### BIBLIOTHEKSMAGAZIN

Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München



Staatsbibliothek  
zu Berlin  
Preußischer Kulturbesitz



Bayerische  
Staatsbibliothek  
Information in erster Linie